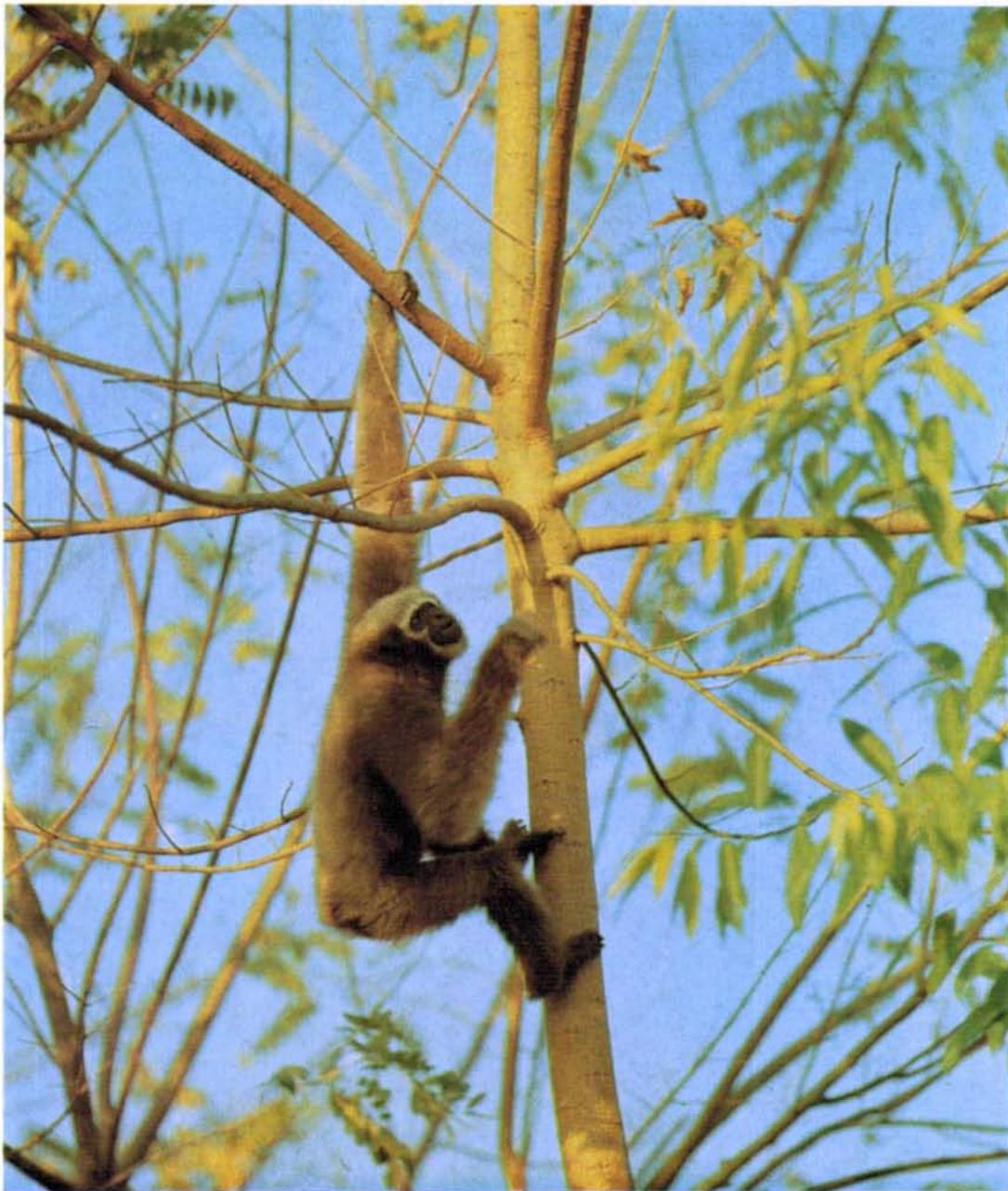


Kaziranga – Tierparadies am Brahmaputra



Professor Dr. Wolfgang Ullrich
Direktor des Zoologischen Gartens
in Dresden

KAZIRANGA
Tierparadies
am Brahmaputra

Urania-Verlag Leipzig · Jena · Berlin

Fotonachweis: Mit Ausnahme des Goldlangurs (Bildarchiv Tiere und Pflanzen, Anette und Dr. Hans Jesse, Köln), des Binturongs (Richard Peter jun., Dresden) und des Hulmans (Erich Tylinek, Prag) stammen alle Fotos von Karin und Wolfgang Ullrich.

Lektor: Bernd Scheiba

2. Auflage 1972 · 21. bis 40. Tausend · Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1972 by Urania-Verlag Leipzig · Jena · Berlin

Verlag für populärwissenschaftliche Literatur

VLN 212-475/56/72 · ES 18 G 3

Zeichnungen: Michael Lißmann, Leipzig

Gesamtgestaltung: Walter Schiller, Altenburg

Gesamtherstellung: Druckerei Fortschritt Erfurt

Printed in the German Democratic Republic

Inhalt

Brahmaputra 13

Kazirangas Geschichte 19

Das Bhil der Barasinghas 27

Reitelefant und Mahout 57

Wildtiere neben uns 73

Wird der Tiger überleben? 93

Tiger auf der Jagd 103

Kaziranga brennt 149

Kampfhähne und Flußdämonen 154

In der Brutkolonie der Graupelikane 177

Der Alltag der Panzernashörner 181

Brahmaputra

Gauhati steht in keinem guten Ruf, was sein Klima und damit das Wohlbefinden der Menschen betrifft, die in seinen Mauern wohnen. Schuld daran ist die Lage dieser Stadt, die in das heiße Tal des Brahmaputra eingebettet ist, an dessen südlichem Ufer sich die Khasiberge mit dem zweitfeuchtesten Ort unserer Erde, Cherrapunji, erheben. In drei Stunden kann man von Gauhati im Kraftwagen auf einer eng gewundenen Serpentinestrae Shillong, die Hauptstadt und den Sitz der Regierung des indischen Staates Assam, erreichen. Als »hillstation« gleicht Shillong einem Gebirgskurort. Mit Gauhati hat es also gar nichts gemein. Die Schotten, die auch heute noch in Assam die meisten Teegärten besitzen, haben die grünen kühlen Hügel, auf denen Shillong erbaut wurde, mit ihrer Heimat verglichen, und das bedeutet viel, wenn man bedenkt, mit welcher Liebe die Schotten von ihren »Lowlands of Scotland« sprechen. 1897 wurde Shillong von einem Erdbeben fast völlig zerstört, aber in wenigen Jahren wieder aufgebaut. Im Baustil seiner Villen und Hotels zeigt die Stadt deutlich, wie sehr die Architekten ihrem Schottland verbunden waren. Die Regierungsgebäude, Schulen und Hochschulen, die in den letzten Jahren entstanden, sind nüchtern, sachlich, den Tropen in Form und Farbe angepaßt. Doch geprägt wird das Gesicht von Shillong durch seine Parks und Gärten, durch die Flle und Verschiedenartigkeit seiner Blumen und Blüten. Orchideen entfalten ihre farbige groteske Pracht neben Rosen und Asten. Lotosblten schwimmen auf den Teichen, an deren Ufern Margeriten und Himmelschlssel wachsen. Bambus ragt schlank neben Kiefern und Tannen auf. In der Flora Shillongs haben sich die Tropen mit den gemäßigten Breiten vermählt. Nein, mit Gauhati, das 1600 m tiefer im Tal liegt, ist Shillong nicht zu vergleichen.

Früher war Gauhati als Fieberstadt berüchtigt. Die Malaria fllte die Krankenhäuser mit den Reichen und ließ die Armen zu Haus in ihren Bambushtten sterben. Aber diese Geißel der Tropen hat ihre Macht verloren, seit die Weltgesundheitsorganisation mit einer systematischen Bekämpfung der Mücken begann und ihre Ärzte von Bungalow zu Bungalow, von Htte zu Htte schickte und DDT versprühen ließ. An den Wänden der Häuser ist mit großen weißen Buchstaben das Datum des letzten DDT-Einsatzes angeschrieben.

Malaria, Kopffjäger, wilde Tiere und das mörderische feuchtheiße Klima haben Assam den Ruf des indischen »Wilden Westens« eingebracht, und der hat sich bis in unsere Tage gehalten, obwohl die Malaria selten geworden ist, die Kopffjäger keine Kopffjagd mehr betreiben und die meisten wilden Tiere auf der Liste der aussterbenden stehen. Nur das Klima und der Brahmaputra sind geblieben, was sie immer waren: unberechenbare Naturgewalten, die bei den Reisbauern Hoffnungen wecken und Segen stiften, häufiger aber Zerstörung, Hunger, Not, Elend und Tod bringen. Denn das silberne, glitzernde Band, dem das Flugzeug der »Indian Airlines« auf seinem Weg von Gauhati nach Jorhat folgt, wird in der Monsunzeit von tausend Quellen gespeist, die zu Flüssen anschwellen, vom Himalaja, von den Khasi-, Mikir- und den Nagabergen herabströmen und den jetzt so friedlich dahinfließenden Brahmaputra in einen furchtbaren reißenden Riesenstrom verwandeln, der über seine Ufer tritt und schließlich als Flußmeer das breite Tal in seinen Fluten begräbt. Dann schwemmen die wilden Wasser die Hütten und Felder der Reisbauern weg, vernichten die Ernte, waschen Bäume aus dem Boden und ertränken Mensch und Haustier in ihren schlammigen Fluten. Die wilden Tiere fliehen vor dem Strom in die Berge, und die Menschen beten zu den Göttern. Die Priester beschwören den Flußdämon. Sie opfern ihm schwarze und weiße Ziegen, seinen Zorn zu besänftigen. Die Bergreisbauern sitzen in ihren Pfahlbauhütten um das schwelende Feuer und lauschen auf das Geräusch des Regens, der pausenlos auf das Blätterdach trommelt.

So bestimmt der verwandelte Brahmaputra für viele Wochen den Lebensablauf im Vorland des Himalaja. Wenn er dann schließlich zurückweicht, ist sein Bett verändert. Ehemalige Ufer versanken im Wasser. Neue Sandbänke entstanden, die den Strom streckenweise in mehrere Flußarme zerteilen. Aus Wiesen wurden Seen und Sümpfe, in denen Schlangenhalsvögel, Kormorane, Reiher, Marabus und Pelikane nach Fischen suchen. Gefällte Baumriesen ragen mit ihren breiten Kronen aus dem Wasser und bieten den Vögeln Sitzgelegenheiten über den reichen Fischgründen. Im Überschwemmungsgebiet ist nichts unverändert geblieben, und es dauert Monate, bis in den Elefantengrasschungheln, den letzten Oasen der wilden Tiere, das biologische Gleichgewicht wieder hergestellt ist.

Früher, bevor der Mensch vom Brahmaputra-Tiefland Besitz ergriff und es fruchtbar machte, war genügend Lebensraum für die wilden Tiere vorhanden, wenn sie aus den Bergen, in denen sie vor der Flut Zuflucht gesucht hatten, zurückkehrten. Heute sind ihnen nur noch kleine Gebiete geblieben, und bei jeder Rückkehr müssen sie sich ihr Revier neu erkämpfen. Aber auch die Flucht in die Berge wird ihnen von Jahr zu Jahr schwieriger gemacht, denn die Reisfelder und Teegärten, die an der Straße zwischen Gauhati und Jorhat aufgesäumt sind, dehnen sich immer mehr aus. Eine breite Kulturlandschaft trennt das Reich der wilden Tiere von den rettenden Bergen.

Der fremde Reisende, der nur die Fluglinie Kalkutta–Gauhati–Jorhat–Gauhati–Kalkutta kennt, wird von dem großartigen Erlebnis seines Fluges sprechen, besonders, wenn er ihn im November und Dezember antrat, denn zu dieser Zeit sah er die schneebedeckten Riesen des Daches der Welt im Norden, das saftige Grün der Teegärten unter sich und den friedlich dahinfließenden, sich in zahlreiche Nebenarme aufteilenden silbernen Brahmaputra, dessen Lauf das Flugzeug immer wieder kreuzt.

Gauhati und Jorhat werden ihn wenig beeindruckt, vielleicht sogar verärgert haben, weil er vergeblich nach einer Unterkunft suchte, die seinen Ansprüchen genügt. Auch mag es ihn befremdet haben, daß er in Jorhat bei drückender Mittagshitze auf einem Militärflugplatz landete und sein Paß mit der Sondergenehmigung für die Einreise in den Staat Assam einer eingehenden Prüfung durch die Beamten des »Intelligence Research« unterzogen wurde. Hat er gar die weite Reise unternommen, die »Nackten Nagas« zu sehen, die berühmten und bis vor wenigen Jahren noch gefürchteten Kopfjäger Assams, von denen auch die Prospekte, die er vom Touristenbüro in Kalkutta erhielt, ausführlich berichten, so ist die Enttäuschung noch größer, denn das Nagaland ist Sperrgebiet, nicht nur für Ausländer, auch für Inder. So wird er vergeblich nach anderen Sehenswürdigkeiten suchen, wenn er nichts von Kaziranga, dem Tierparadies am Brahmaputra, weiß, das zwei Omnibus-Fahrstunden entfernt liegt. Aber man täte Jorhat unrecht, wollte man ihm jede Bedeutung absprechen. Für den Teepflanzer ist es das Versorgungszentrum, wo er seine Einkäufe macht, seinen Wagen reparieren läßt, die Bankgeschäfte erledigt und spätestens im Club bei einem, meist mehreren Gläsern Whisky mit Soda die Neuigkeiten aus den anderen Teegärten erfährt. Hier werden auch Filme gezeigt und Tennisturniere unter den Teepflanzern, genauer gesagt unter den Inspektoren, ihren Assistenten und deren Familienangehörigen, ausgetragen. Von dem Geschehen in der großen weiten Welt allerdings erfährt der Teepflanzer auch hier nur das, was er wenige Tage später auf seiner Pflanzung in der Zeitung lesen kann. Die Post braucht Zeit, besonders, wenn sie einen weiten Weg übers Land zurücklegen muß. Deshalb hört man in Jorhat die Neuigkeiten einige Tage früher, denn sie kommen mit dem Flugzeug aus Kalkutta an.

So ist das Tal des Brahmaputra ein unruhvolles Land. Einer der Gründe ist in den Naturgewalten zu suchen, die in ihrer Unberechenbarkeit als dunkle Schicksalsmächte erscheinen mögen, obwohl wir sie kennen, zählen, messen und benennen. 1107 cm Regenwasser fallen durchschnittlich jährlich auf Cherrapunji, den zweitfeuchtesten Platz der Erde (Mount Waialeale auf der Insel Kauai auf Hawaii ist mit 1197 cm der feuchteste).

Es sind aber in einem Jahr in Cherrapunji auch schon 2240 cm gemessen worden, und davon fielen 104 cm an einem einzigen Tage, soviel, wie New York in 12 Monaten erhalten kann. Warum es gerade in Cherrapunji zu solch katastrophalen Wolkenbrüchen kommt, ist bekannt. Hier bilden zwei Bergketten einen

Trichter. Feuchte Monsunwinde dringen durch den Hals des Trichters ein, nehmen noch weitere Feuchtigkeit von den erwärmten Flüssen und dampfenden Wäldern auf und werden in dem sich verengenden Hals nach oben gedrückt. Durch die Abkühlung in den höheren Schichten kondensiert der Wasserdampf und fällt als Regenexplosion auf das Land nieder. Wenn der Monsun kommt, regnet es in Cherrapunji fünf Monate lang fast ununterbrochen. 85% aller Regenfälle Indiens sind auf den Monsun zurückzuführen, deshalb ist der Monsun, dessen Name sich von dem arabischen Wort »mausim« oder »Jahreszeit« ableitet, die Wettermaschine nicht nur Indiens, sondern ganz Südostasiens. Er ist es, der in jedem Sommer den friedlich dahinfließenden Brahmaputra in ein Flußmeer verwandelt, das sich auf seinem Wege nach Ostpakistan bei Goalundo mit dem heiligen Fluß, dem Ganges, verbindet und sich mit ihm gemeinsam zum größten Delta der Erde über eine Fläche von 52000 Quadratkilometern ausweitet.

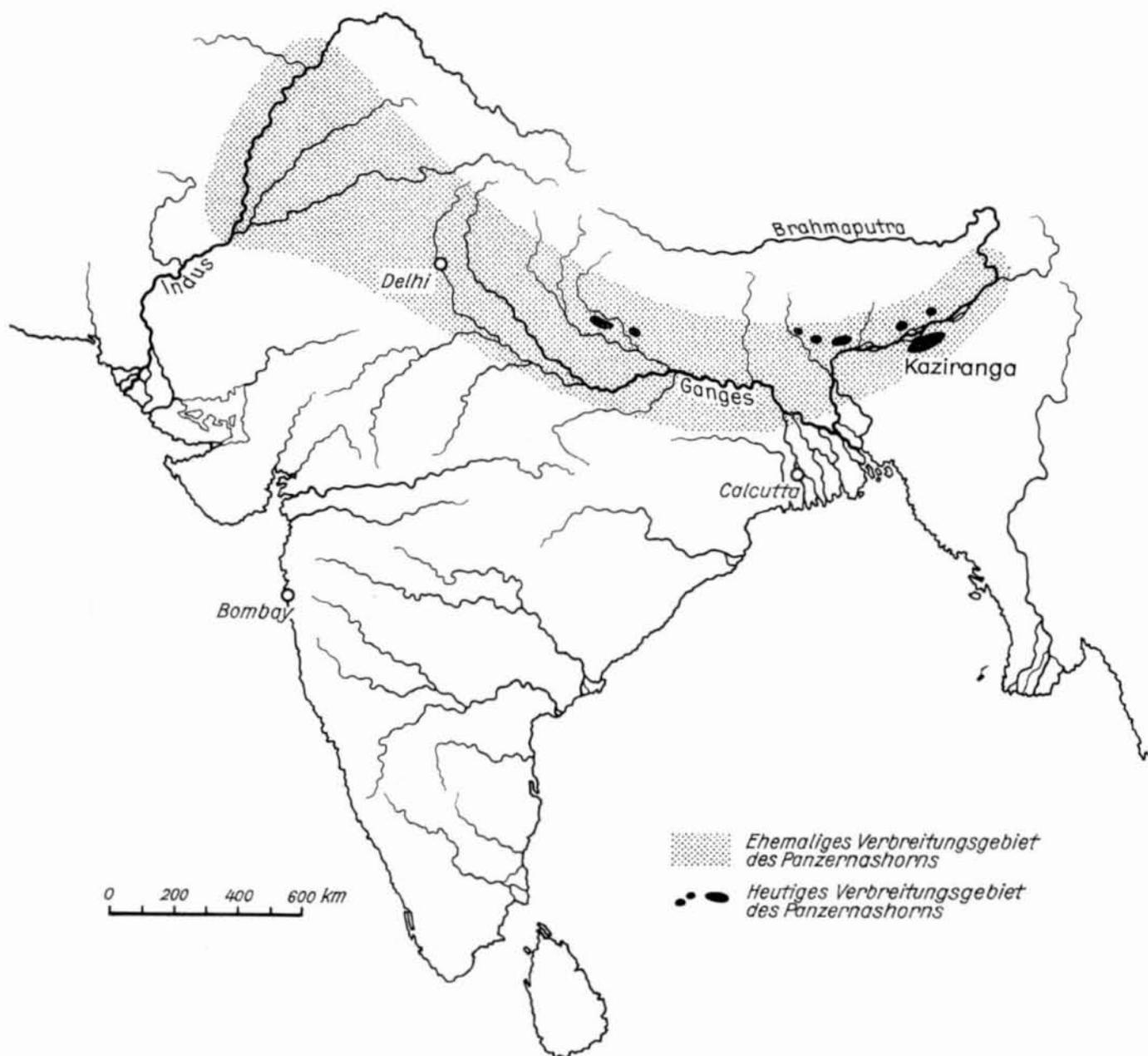
Der andere Grund, der Assam als ein unruhvolles Land erscheinen läßt, ist in seinen Grenzen zu suchen. 1962 fielen von Norden chinesische Truppen über die Himalajapässe in Assam ein und drangen bis Tezpur vor. Auch die heftigen Geburtswehen, die der Bildung des vor wenigen Jahren im Osten, an der burmesischen Grenze entstandenen Staates Naga Pradesch vorangingen, haben das Gefühl der Unsicherheit immer wieder genährt. Außerdem wird Assam im Westen von dem übrigen Indien durch Ostpakistan, das sich vom Ganges-Brahmaputra-Delta bis zum Himalaja vorschiebt, fast völlig getrennt. Nur durch einen schmalen Korridor ist es mit dem Mutterland verbunden.

Im Herzen dieses Assams, zwischen Gauhati und Jorhat, liegt Kaziranga, eines der schönsten und letzten Tierparadiese Südostasiens. »Kaziranga läßt alle ein, die Abenteuer und Entspannung auf ihren Reisen suchen. Verbringen Sie Ihre Ferien in den rauschenden Wäldern Kazirangas. Das aufregendste, aber auch großartigste Erlebnis Ihres Lebens wartet auf Sie im Nashornland.«

Mit diesen Worten wirbt ein Prospekt des zentralen Reisebüros von Assam für den Besuch des Naturschutzgebietes am Brahmaputra. Außerdem berichtet die Werbeschrift, daß Kaziranga 430 Quadratkilometer umfaßt und durch eine gute Fahrstraße mit den beiden nächsten Flughäfen, Gauhati und Jorhat, verbunden ist. Von Gauhati sind es 216 Kilometer und von Jorhat 97 Kilometer bis nach Kohora, wo der Tourist in erdbebensicher gebauten Bungalows bequeme Unterkunft findet.

Nicht alle Angaben des Prospekts entsprechen den Tatsachen. So sind von den 430 Quadratkilometern höchstens noch 400 vorhanden, den Rest hat der Brahmaputra in den letzten Jahren hinweggeschwemmt. Dabei versank auch eine Brutkolonie der Graupelikane (*Pelecanus philippensis*) in seinen Fluten, die erst 1958 entdeckt worden war. Auch ist die Straße nicht zu allen Jahreszeiten gut, während des Monsuns mitunter sogar für viele Tage unbefahrbar, weil die Flut die Brücken unterspült und einstürzen läßt. Aber wer fährt auch schon

während der Monsunzeit nach Assam, um seinen Urlaub im Regen zu verbringen! Deshalb empfiehlt der Prospekt den Winter für einen Ausflug nach Kaziranga, die Monate Oktober, November, Dezember und Januar. Zu dieser Jahreszeit sind die Nächte kalt. Am frühen Morgen, kurz bevor die Sonne aufgeht, zeigt das Thermometer oft nur 5 Grad Celsius. Dann liegen dicke Nebel über dem Reservat, die sich erst gegen 9 Uhr lichten und den Sonnenstrahlen gestatten, in den nassen Grasdüngeln vorzudringen, die Feuchtigkeit aufzusaugen und das Sumpfland zu erwärmen. Im Oktober zeigt sich Kaziranga in einer unbeschreiblichen Schönheit, mit der in den Tropen wohl nur der Amboseli-Nationalpark, der in Kenia am Fuße des Kilimandscharo liegt, ver-

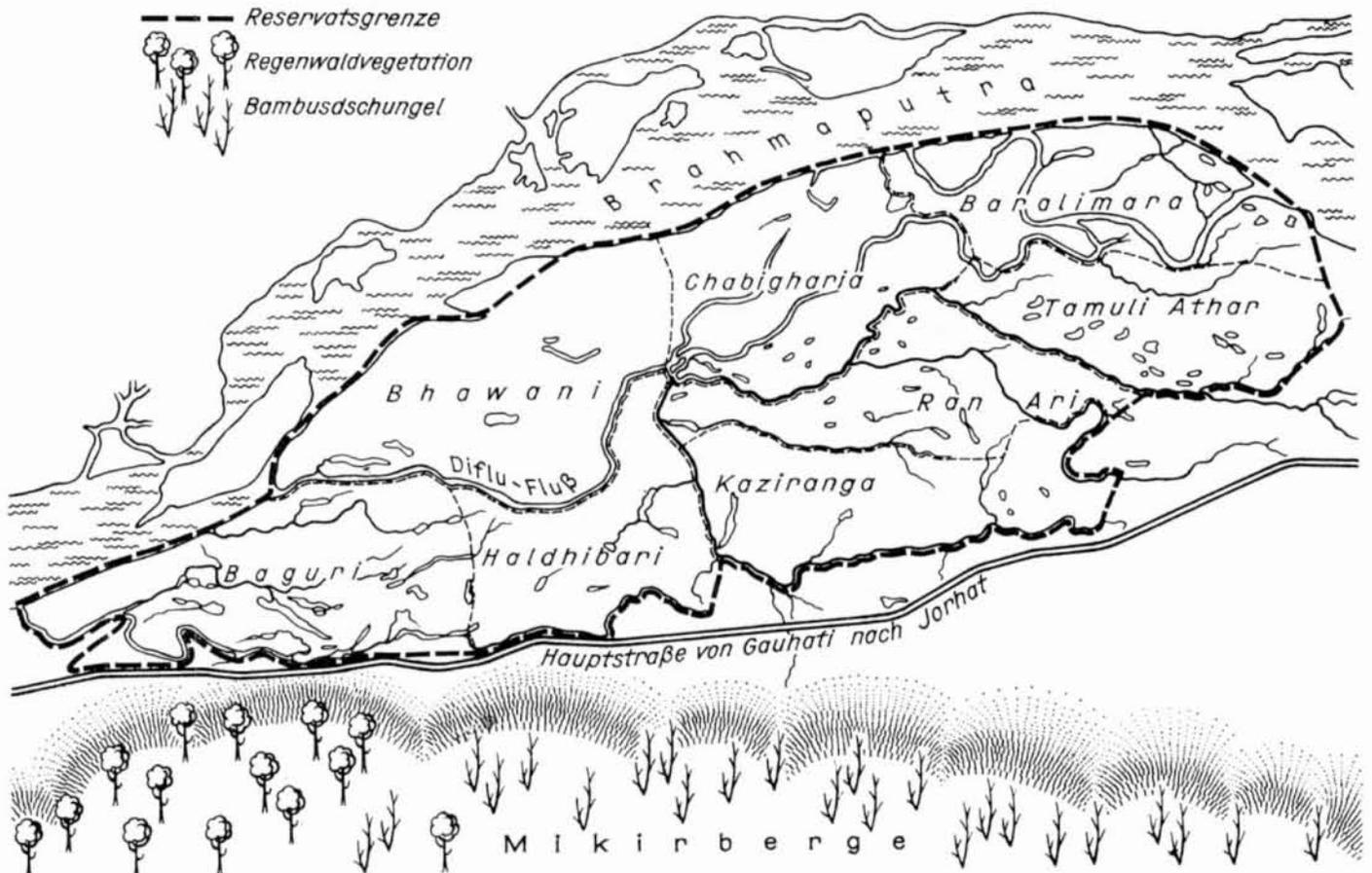


gleichbar ist. Wie dort hoch über der grünen Obstgartensteppe das schneebedeckte Haupt des riesigen Vulkans aufragt, werden hier die Himalaja-Gipfel des Kango (6960 m), des Chumo (6810 m) und des Nayegi Kansang (6930 m) sichtbar. Ihre weißen, in Eis und Schnee gehüllten Häupter bilden im Norden den Horizont zu dem saftig grünen Grasmeeer von Kaziranga, durch das noch heute wie vor Jahrtausenden die Panzernashörner ziehen. Diesem landschaftlichen Zauber und den urweltlich anmutenden »gepanzerten Riesen« der Tierwelt verdankt Kaziranga seine Berühmtheit.

Kaziranga-Reservat.

Die Nordgrenze des Reservates bildet der Brahmaputra.

Im Süden läuft parallel zur Grenze die Hauptverkehrsstraße, die von Gauhati nach Jorhat führt. Nur im westlichsten Teil treten die Mikirberge, nur von der Straße getrennt, an das Reservat heran. Hier ist auch der kürzeste Weg für die Wildtiere vom Reservat in das Rückzugsgebiet der Mikirberge, das sie während der Überschwemmung aufsuchen. Deshalb ist die Besiedlungsdichte in den Blöcken Baguri, Bhawani und Haldhibari am dichtesten. Zwischen der südlichen Reservatsgrenze und den Mikirbergen liegen Reisfelder, Teeplantagen und Weideland



Kazirangas Geschichte

Die meisten Veröffentlichungen über die Naturschutzgebiete und Nationalparks Indiens nennen das Jahr 1908 als Gründungsjahr für das Reservat Kaziranga. Es muß aber schon früher zum Reservat erklärt worden sein, denn der bekannte Großwildjäger Oscar Kauffmann, der im Januar 1907 in Assam jagte, schreibt: »So entschied ich mich für den Distrikt Sibsagar, in welchem ein besonders wildreiches Gebiet, die Kasirongareserve, liegt.« Kaziranga war also bereits 1907 wenigstens dem Namen nach ein Reservat, was jedoch für den Schutz der Wildtiere keine Bedeutung hatte, denn die dort ansässigen Teeplanzer gaben Kauffmann folgende Auskunft: »Die Kasironga-Dschungeln sind offen, und ein jeder von uns kann dort jagen, soviel es uns beliebt.« Daß man sich jedoch zu dieser Zeit bereits mit dem Gedanken trug, aus dem Gebiet ein Wildschutz-Reservat zu machen, geht aus einer Äußerung des Assistent Deputy Commissioner von Golaghat hervor. »Dagegen ist die Kasironga-Reserve, die in meinem Bezirk liegt, nicht geschlossen. Sie soll es vielleicht einmal werden.« Kauffmann schildert ausführlich die betrübliche Situation, die 1907 in Kaziranga herrschte: »Hier in den nahezu undurchdringlichen Verstecken fand das Rhino noch bis vor einigen Jahrzehnten neben großen Herden von Elefanten und Büffeln eine sichere Zufluchtsstätte. In den letzten Jahrzehnten ist auch unter ihnen stark aufgeräumt worden. Die heutigen Schongesetze Assams genügen aber immer noch nicht den bescheidensten Anforderungen, um den Wildbestand vor gänzlicher Ausrottung zu bewahren. Wohl hat die Regierung bestimmte Reserven geschaffen. Solange aber noch in jedem Dorfe Dutzende von Eingeborenen sitzen, mit der Erlaubnis, Gewehre zu führen, von denen sie reichlich Gebrauch machen, ist an eine Rettung der Assam-Wildbestände gar nicht zu denken. Obwohl die Eingeborenen Hindus sind, scheuen sie sich nicht, jede Kreatur, deren sie habhaft werden können, zu töten und das Wildbret für einige Annas an die Dorfbewohner zu verkaufen.

Wildreserven, die erste Etappe auf dem Wege zu Naturschutzparks, genügen nicht in einem Lande, wo der Abschub weiblicher Stücke überall, wie in Assam, gestattet ist. Mir ist es ein Rätsel, daß bisher die Plantagenbesitzer und Beamten noch keine Abhilfe geschaffen haben.

Man scheint sich in Calcutta selbst noch keine rechte Vorstellung von der Wildverwüstung zu machen. Ein Beispiel spricht hier Bände. Die verdienstvolle Direktion des großen Indian Museum in Calcutta drückte mir gegenüber ihr Bedauern darüber aus, daß der Vizekönig in den geschonten Revieren des Maharajah von Cooch Behar ein Rhinoceros zur Strecke gebracht habe. Man sollte doch die kümmerlichen Reste dieses seltenen und fast vorsintflutlichen Geschöpfes nicht gänzlich ausrotten. Ich erlaubte mir den Einwand, daß doch der Vizekönig an erster Stelle wohl das Recht für sich in Anspruch nehmen dürfte, ein Rhino zur Strecke zu bringen, und gab mich Illusionen hin, wel-

chen bedeutenden Schutz die Reste dieser Dickhäuter in Assam noch genießen würden. An Ort und Stelle konnte ich mich überzeugen, daß gerade dem Rhino von den Eingeborenen am meisten nachgestellt wird. Denn nach ihrem Aberglauben wird das Horn des Rhino (*Rhinoceros unicornis*) zu medizinischen Zwecken für eine Summe bis 300 Rupies verkauft. An verschiedenen Stellen unweit von Bokakhat fand ich in den Sümpfen Hütten gebaut, aus denen Eingeborene die zur Tränke und Suhle kommenden Dickhäuter auf nahe Entfernung mit ihren Vorderladergewehren bombardiert hatten. Sie müssen sie wohl auch zur Strecke bringen, sonst würden sie bald diesen Sport von selbst aufgeben. So stellt sich die Theorie des Wildschutzes in der Praxis dar.

Daher allein kann es nicht wunder nehmen, wenn das Rhino heutzutage als so gut wie ausgerottet betrachtet werden muß.«

Wieviel Panzernashörner es zu dieser Zeit noch in Kaziranga gab, ist heute nicht mehr festzustellen. Veröffentlichungen der Forstverwaltung von Assam sprechen von einem Dutzend Tiere, das 1904 noch dort gelebt haben soll. Diese Zahl ist jedoch viel zu niedrig angesetzt. Im Jahr 1926 wurde Kaziranga zum Wildschutzgebiet erklärt. Das bedeutete, daß keine Jagderlaubnis mehr für dieses Gebiet erteilt wurde. Geschützt waren somit eigentlich nur die jagdbaren Tiere. Um aber den Panzernashörnern die beste Möglichkeit zu geben, sich zu vermehren, wurde Kaziranga völlig und für jedermann gesperrt. Sondergenehmigungen zum Betreten dieses Game-Sanctuary wurden nicht erteilt. Das Kaziranga-Wildschutzgebiet war ein unbetretbares Territorium geworden, unbetretbar allerdings nur für diejenigen, die bei den Forstverwaltungen um eine Erlaubnis baten; nicht für die Wilderer, deren goldene Zeit nunmehr begann, denn sie konnten jetzt ungestört die Tierwelt dezimieren und brauchten keine Sorge zu haben, entdeckt und bestraft zu werden. Es muß angenommen werden, daß in dieser Zeit der größte Schaden entstand. Erst Ende der vierziger Jahre wurde der Schutz auch auf alle anderen Tiere ausgedehnt.

Wie sich die völlige Sperre von Kaziranga auswirkte, zeigt der Bericht des englischen Teepflanzers E. R. Gee, der sich um die Erhaltung der vom Aussterben bedrohten Panzernashörner verdient gemacht hat. Er schreibt, daß der Forstbeamte, der um die Mitte der dreißiger Jahre das Gebiet verwaltete, bei seinem Amtsantritt »auf jeder Lichtung ein Wilderercamp gefunden habe und überdies insgesamt 40 Nashornkadaver ohne Horn«. Wie aber war es möglich, daß die 12 Nashörner, die angeblich noch 1904 in Kaziranga lebten, sich trotz der Nachstellungen durch Wilderer so vermehrten, daß dreißig Jahre später nicht nur 40 Kadaver gefunden werden konnten, sondern außerdem noch ein Bestand am Leben gewesen sein muß, der bis heute auf etwa 400 Tiere angewachsen ist? Selbst wenn seit 1904 nicht ein einziges Nashorn gewildert worden wäre, ginge die Rechnung nicht auf. Nehmen wir einmal an, daß die Hälfte der 12 Nashörner weiblichen Geschlechts war und daß jede Nashornkuh alle 4 Jahre ein Kalb zur Welt brachte, das schon nach 4 Jahren wieder fort-

pflanzungsfähig wurde, wobei auch das Geschlechterverhältnis der Kälber mit 1 : 1 angenommen wird, nehmen wir weiter an, daß in 10 Jahren nur 3 Nashörner eines natürlichen Todes starben, so kämen wir im Jahre 1930 auf einen Bestand von 72 Nashörnern. Davon müssen wir aber nun die nachweislich gewilderten Tiere, deren Kadaver gefunden wurden, abziehen. Es blieben also noch 32 Nashörner übrig. Die 12 Nashörner aus dem Jahre 1904 hätten sich also unter den oben genannten günstigen Bedingungen im Laufe von 33 Jahren um 20 Köpfe vermehren können. In Wirklichkeit jedoch waren diese 12 Nashörner den Wilderern völlig ausgeliefert, denn zu dieser Zeit gab es, wie wir bereits wissen, überhaupt keine Kontrolle, sonst hätten die Wilderer auch nicht auf jeder Lichtung ein ständiges Lager errichten können. Wie sehr sich die Wilderei ausgebreitet hatte, beweist außerdem die Tatsache, daß im Jahre 1930 sogar Militär zu ihrer Bekämpfung in Kaziranga eingesetzt wurde. Es müssen also 1904 mindestens noch 100 bis 150 Panzernashörner in Kaziranga gelegt haben. Wenn der heutige Bestand nach der Zählung, die Juan Spillett 1966 durchführte, 366 bis 400 Tiere umfaßt, beträgt die Vermehrung der Panzernashörner in den letzten 65 Jahren etwa 150 bis 200 Prozent. Es besteht also durchaus kein Grund dafür, das Reservat Kaziranga, wie es wiederholt geschehen ist, als ein Musterbeispiel herauszustellen, das beweisen soll, wie aus einer verschwindend kleinen Zahl von Wildtieren in einer verhältnismäßig kurzen Zeit wieder ein beachtlicher Bestand heranwachsen kann. Daß die für Kaziranga angenommene Entwicklung der Bestandszahlen den tatsächlichen Verhältnissen nahe kommen muß, zeigt ein Vergleich mit einem anderen Panzernashornreservat in Westbengalen, mit Jaldapara, über dessen Nashornbestand 1932 Bengt Berg, der bekannte schwedische Tierfotograf, berichtet. Im gleichen Jahre hatte das Mitglied der bengalischen Regierung in Kalkutta, the Hon'ble Alhadj Sir Abdelkerim Ghuznavi, ein Schutzgesetz für die Panzernashörner in Bengalen (»The Bengal Rhinoceros Preservation Bill 1932«) durchgesetzt, und der englische Forstbeamte und Naturwissenschaftler E. O. Shebbeare, ein Name, der es verdient, im Buch der Geschichte des Wildtierschutzes nicht nur aufgenommen, sondern auch hervorgehoben zu werden, tat alles, was in seinen Kräften stand, diesem Gesetz im Dschungel Gültigkeit zu verschaffen. Bengt Berg, der von Carlo Hagenbeck begleitet wurde, schreibt über seine Begegnung mit Shebbeare: »Er kam uns mit einem sicheren Lächeln entgegen und einem einzigen Wort »Shebbeare«. Und wir begriffen sofort, warum sich witzige Freunde erlaubt hatten, seinen Namen in »He-Bear« zu verdrehen. Denn wenn der Bär das Symbol für Stärke ist, so paßte es hier. Er trug ein langes nepalisches Messer quer im Gurt, und auf seinem abgetragenen Teraihut wehte wie eine Ritterfeder eine einzige lange Sichel vom wilden Hahn des Dschungels. Weiter kann ich ihn nicht beschreiben, denn ich habe das Gefühl, daß er es nicht billigen würde. Dagegen kann ich nicht verschweigen, was er uns antwortete, als wir ihm von unserem Vorhaben berichteten und erklärten, daß Hagenbeck seine Erlaubnis zu erlangen hoffte,

ein paar Nashörner lebend einzufangen, und daß ich die Möglichkeit untersuchen wollte, dabei mit der Kamera an die gewaltigen Tiere heranzukommen. Seine Worte trafen uns ins Herz, als er sagte, er kenne uns zwei und unser beider Arbeit gut; aber die Panzernashörner hier seien die letzten im ganzen Lande, sie seien hier seit Menschengedenken gewesen und seien von Jahr zu Jahr weniger geworden. Er hätte ständig Mühe, sie gegen gedungene Diebesbanden zu schützen, die sie nachts aus dem Hinterhalt auf den Bäumen niederschössen, um ihre Hörner an die Chinesen zu verkaufen, die für ein Rhinohorn als Medikament fast sein Gewicht in Gold bezahlten.

›Wenn Sie versuchen wollen, die Nashörner zu photographieren, werde ich alles tun, um Ihnen zu helfen‹, schloß er, ›denn das ist bislang noch keinem gelungen. Aber hier darf kein Rhinohorn getötet und keins gefangen werden, um keinen Preis der Welt‹. Wir hatten unsere Antwort in solch einer Weise und so entschieden erhalten, daß wir keine Einwände machen konnten. Wir standen stumm und sahen erstaunt den Mann an, der so plötzlich unsere Pläne durchkreuzte. – Vor ihm breitete sich das von sechzig Millionen Menschen wimmelnde bengalische Flachland. Es quoll über, es wollte vorwärts, es drängte heran. Es bedrohte den Dschungel mit absichtlich angelegten Waldbränden, die wilden Büffel mit den Seuchen seines hungernden Viehs, die Panzernashörner mit Vernichtung. – Hinter ihm lag der bengalische Dschungel, dampfend in der Hitze des tropischen Tages, die Heimat des Tigers, des Fiebers und des Einhorn. Über seinen Wipfeln erhoben sich im Blau der Ferne an den Hügeln des Himalaja die Urwälder des verbotenen Landes, bis sie in den Wolken um den ewigen Schnee verschwanden. – Er stand da, als wäre er bereit, das ganze Land hinter sich mit dem Gewicht seiner Worte und seiner Hand zu verteidigen.«

Bengt Berg konnte die Zahl der 1932 noch am Torsafluß lebenden Nashörner, ein Gebiet, das erst neun Jahre später zum Jaldapara-Naturschutzgebiet erklärt wurde, verhältnismäßig gut schätzen: »Nach Ablauf der drei Wochen hatte ich meines Wissens Bilder von allen Einhörnern in diesem Dschungel. Als ich die Bilder nebeneinander legte, zeigten sich neun verschiedene Tiere. Einige von ihnen kannte ich dem Aussehen nach und hatte sie schon früher mit der Kamera eingefangen. Von manchen hatte ich drei, vier Aufnahmen, und zwar von verschiedenen Seiten ihres Körpers, was lehrreich war; denn die beste Art, die Identität der sich oft verwirrend ähnlichen Tiere festzustellen, ist, die ›Sternbilder‹ zu vergleichen, welche die eigentümlichen runden Erhebungen auf ihrem Hautpanzer bilden. Einige von den Einhörnern, die meiner Kamera auf der anderen Seite des Torsaflusses begegnet waren, kamen mir auf dieser Seite nie in den Weg. Diese Bilder im Verein mit meinen Erfahrungen und Aufzeichnungen über die Fährten der Tiere gaben Anhaltspunkte, um abzuschätzen, wie viele von den indischen Einhörnern insgesamt in den Gegenden, die ich zu durchforschen suchte, noch am Leben sein mochten. Meinen Berechnungen nach muß es dort in diesem Frühling 1932 zwanzig bis fünfundzwanzig Tiere

gegeben haben, und nach den sichersten Angaben, die mir an Ort und Stelle aus angrenzenden Dschungeln gemacht worden sind, glaube ich, daß der bengalische Stamm dieses Jahr aus fünfunddreißig bis vierzig – eher aus vierzig – Tieren bestand. Das ist aber auch alles, was sich auf der Erde Bengalens von diesen Ungeheuern der Sage noch findet, die auszurotten die Menschheit ihr Äußerstes getan hat.«

Vergleichen wir nun die Angaben Bengt Bergs mit dem Ergebnis der Zählung, die Spillett 1966 in Jaldapara durchführte, so ergibt sich eine Zunahme im Laufe der letzten 34 Jahre von nur 10 bis 20 Tieren, also von 50 Prozent; denn Spillett gibt für Jaldapara 50 bis 60 Nashörner an.

Kazirangas Geschichte ist bis in unsere Tage hinein durch den Kampf gegen die Wilderei gekennzeichnet. Er wird, je nach dem Interesse, das der zuständige Generalforstmeister der assamesischen Regierung für das Reservat und die Tierwelt aufbringt, mit größerem oder geringerem Erfolg geführt. Obwohl das Reservat seit 1938 von Touristen besucht wird und seit vier Jahren auch ständige Patrouillen durchgeführt werden, die sich aus Forstarbeitern und bewaffneten Homeguard-Soldaten zusammensetzen, sind die Zahlen der gewilderten Nashörner noch beängstigend hoch. Wesentlich begünstigt wurde die Wilderei durch den chinesisch-indischen Grenzkonflikt. So fielen 1962 32 und 1963 30 Panzernashörner den Wilderern zum Opfer. Am 14. März 1965 brachte die indische Tageszeitung »The Statesman« folgende Nachricht: »Kürzlich wurden im Kaziranga-Wildtierschutzgebiet vier Nashornkadaver gefunden, denen man das Horn entfernt hatte. Die Zahl muß den im Januar gefundenen 13 Kadavern zugefügt werden. Das Wildern in der trockenen Jahreszeit – die Wilderer meiden den Monsun, während dem das Naturschutzgebiet überflutet ist – begann in der dritten Oktoberwoche, wurde aber für eine kurze Zeit unterbrochen, nachdem zwei Wilderer festgenommen wurden und sich der Generalforstmeister eine Woche lang in Kaziranga aufhielt. Im Basar von Bokakhat, der den Wilderern als Ausgangsbasis dient, geht das Gerücht um, daß für ein Kilogramm Horn des Panzernashorns 4000 Rupies gezahlt werden. Es wird gesagt, daß dieser Preis auf dem Schwarzen Markt »vertraglich« festgelegt worden sei, nachdem die Preise für Nashorn-Hörner auf den staatlichen Auktionen in Gauhati im vergangenen Jahr von 6000 auf 4000 Rupies pro Kilogramm gefallen waren. Die Käufer auf der letzten Auktion waren vorwiegend Händler aus Kalkutta. Der letzte Bestimmungsort für die Hörner ist aber China, das sie über Singapur und Hongkong erreichen.

Es gibt ein weiteres Gerücht in Bokakhat, das von einem »Vertrag« über 100 Hörner spricht, die für den Schwarzen Markt beschafft werden sollen. Dafür gibt es insofern eine gewisse Bestätigung, als man 99 von Wilderern ausgehobene Fallgruben in Kaziranga entdeckt hat, die jedoch nicht alle in dieser Jahreszeit angelegt worden sein können, denn 12 davon wurden zweimal überflutet, und an ihren Seitenwänden wächst bereits Schilf. Die in der Umgebung Kazirangas

wohnenden Menschen fürchten für die Zukunft Kazirangas. Sie nehmen an, daß die weniger zugänglichen Gebiete, die nördlichen und nordöstlichen Teile des Reservates, bereits von Nashörnern entvölkert sind.«

Trotz dieser erschütternden Nachrichten blieben die Förster, die für Kaziranga und seine Tiere verantwortlich sind, unbewaffnet. Wenn es ihnen gelingt, einen auf frischer Tat ertapten Wilderer festzunehmen und der Polizei zu übergeben, berichtet weder die Presse über die Verhaftung und Verurteilung, noch erfährt man auf anderem Wege, welche Strafe die Schuldigen erhalten haben und wer ihre Auftraggeber waren. Es hat den Anschein, daß die Wilderei gut organisiert ist und von finanzkräftigen Leuten angeleitet wird, die mit ihrem Geld unangenehme Mitwisser zum Schweigen bringen und harte Urteile in milde Strafen verwandeln. Sie können es sich leisten, denn das Horn eines erwachsenen Panzernashorns wiegt $\frac{1}{2}$ bis 2 Kilogramm, bringt also 10000 bis 12000 Rupies, denn der Bedarf ist groß und kann durch die legal auf den Markt kommenden Hörner, die von Tieren stammen, die eines natürlichen Todes starben, nicht gedeckt werden. Deshalb liegen die Schwarzmarktpreise weit über den auf staatlichen Auktionen erzielten Preisen. Es wird davon gesprochen, daß in Hongkong die Hörner sogar mit Gold aufgewogen werden. So entschloß man sich endlich 1968, den Förstern auf ihre Kontrollritte bewaffnete Homeguard-Soldaten mitzugeben. Dieser Einsatz machte sich sofort deutlich bemerkbar. Waren 1967 noch 14 Nashörner gewildert worden, so sank die Verlustzahl 1968 auf 9. Dabei mußte auch ein Förster sein Leben lassen. Im Reservat wurden 6 ständige Patrouillenlager errichtet und jedes mit 4 Förstern und Homeguard-Soldaten besetzt. Außerdem wurden 9 weitere Lager zeitweilig aufgeschlagen, die jedoch in kurzen Abständen ihren Standort wechseln. Leider ist das Gebiet, das von den Lagern aus kontrolliert werden kann, nur verhältnismäßig klein, denn die Patrouillen müssen zu Fuß durchgeführt werden. Drei Reitelefanten werden für nächtliche Kontrollritte eingesetzt. Insgesamt besitzt die Forstation Kohora, die für die Betreuung Kazirangas zuständig ist, 16 Reitelefanten. Davon können zwei nur für leichte Arbeiten verwendet werden, weil sie zu alt sind. Ein Elefant ist noch sehr jung und befindet sich in der Ausbildung. Zwei Elefanten müssen das Futter herbeischaffen, drei gehen auf Nachtpatrouille, und die restlichen acht werden für die Touristen verwendet. Vier haben am Vormittag Dienst und die anderen vier am Nachmittag, denn die Reitelefanten dürfen nur einen halben Tag arbeiten. Kaziranga braucht also dringend Reitelefanten, einmal zur Beförderung der Touristen, denn auf jedem Reitelefanten können neben dem Mahout, der im Nacken seines Elefanten sitzt, noch drei Personen Platz nehmen. Die 8 Elefanten können also, wenn ihr Vierstunden-Arbeitstag eingehalten wird, täglich höchstens 24 Touristen in das Reservat tragen. Dieses Sitzplatzangebot reicht aber in der Ferienzeit, die im Oktober beginnt und im Januar endet, nicht aus. Besonders an den Wochenenden und während der Feiertage macht sich dieser Mangel stark bemerkbar, und viele Touristen

sind verärgert, weil sie keinen Elefanten mieten können, der sie in den Grasdschungel zu den Panzernashörnern trägt. Oft ist der Gebietsförster gezwungen, seine Reitelefanten zur Verfügung zu stellen, die besser auf Patrouille gehen sollten. Außerdem braucht aber auch er mehr Reitelefanten, denn es ist dringend notwendig, daß eine ständige Verbindung zwischen den Patrouillenlagern hergestellt wird, und das ist bei den weiten Strecken, die zurückgelegt werden müssen, nur durch Reitelefanten möglich.

Die Wilderer kennen diese Schwächen und nützen sie aus. Im ersten Halbjahr 1969 gelang es ihnen, bereits wieder 7 Panzernashörner zu erbeuten.

Das Hauptproblem bei der Bekämpfung der Wilderei besteht jedoch darin, den Mann zu finden, in dessen Händen alle Fäden zusammenlaufen. In dem Artikel des »The Statesman« wird die Vermutung ausgesprochen, daß der Basar von Bokakhat die Ausgangsbasis der Wilderer ist. Bokakhat ist ein Dorf, das an der großen Staatsstraße liegt, die Jorhat mit Gauhati verbindet. Sein Basar ist für die ganze Umgebung von Kaziranga das Einkaufszentrum. Es gibt hier zwei Tankstellen, eine Apotheke, Textilgeschäfte, eine Polizeistation, Lebensmitteläden, ein Postamt, eine Schule, eine Autoreparaturwerkstatt und Restaurants. Auch die Teepflanzer kaufen in Bokakhat ein, wenn sie nicht die Zeit haben, nach Jorhat zu fahren, wo sie natürlich ein viel größeres Angebot erwartet. In Bokakhat machen die Autobusse ihre erste größere Rast auf ihrem Weg von Jorhat und Golagath nach Nowgong und Gauhati. Die Fahrgäste stillen ihren Durst in einem der kleinen Restaurants mit Tee oder Coca-Cola, bevor sie die Weiterreise antreten. In Bokakhat herrscht immer ein geschäftiges Treiben. Auf den Dächern der Autobusse stapeln sich Koffer, Körbe, Säcke und Pakete. Es wird entladen und beladen. Die neuesten Nachrichten und der neueste Klatsch werden ausgetauscht, denn die Fahrgäste kommen aus den verschiedensten Gebieten des östlichen Assams nach Bokakhat, weil die meisten Autobusse die große Staatsstraße benutzen, die am Brahmaputra entlang führt. In Bokakhat sollte eigentlich die Atmosphäre einer orientalischen Karawanserei vorherrschen, die durch Gastfreundschaft, Geschäftigkeit und Hilfsbereitschaft gekennzeichnet ist. Geschäftigkeit ist vorhanden. Restaurants mit einfachsten Übernachtungsmöglichkeiten und indischer Küche stehen dem anspruchslosen Reisenden auch zur Verfügung, und trotzdem hat man den Eindruck, daß Bokakhat den Fremden nicht einlädt zu bleiben und es besser ist, nicht zu viele Fragen zu stellen, wenn man Aufenthalt in Bokakhat hat.

Im Januar 1969 fuhr ein Taxi mit zwei Fahrgästen von Bokakhat nach Nowgong. Als die beiden Männer an ihrem Reiseziel angekommen waren, ließen sie ein Paket im Wagen liegen. Der Taxichauffeur war ein ehrlicher Mann, was zu sein in diesem Beruf verhältnismäßig schwierig ist, weil der Monatslohn eines Taxifahrers nur etwa 120 Rupies beträgt. Das entspricht 70 Mark in unserem Geld. Dazu kommen zwar noch die Trinkgelder, die in diesen ländlichen Bezirken aber auch nicht erheblich sind. Der Taxichauffeur, der seine Fahrgäste

nicht näher kannte und auch nicht wußte, wo er sie in Nowgong suchen sollte, hoffte, durch den Inhalt des Paketes einen Hinweis auf die Eigentümer zu erhalten. Er öffnete das Paket und erschrak, denn er fand zwei Nashornhörner und einen Revolver darin. Rasch verpackte er das Diebesgut wieder und verstaute es im Kofferraum seines Wagens. Während er noch überlegte, was nun zu tun sei – befand er sich doch plötzlich im Besitz eines für ihn unvorstellbaren hohen Wertes von mindestens 20000 Rupies – kamen die beiden Männer wieder und baten ihn, sie sofort nach Bokakhat zurückzufahren, da sie dort ein Paket liegen lassen hätten, das sie dringend benötigten. Der Taxichauffeur glaubte seinen Ohren nicht trauen zu können. Die Schmuggler waren also der Meinung, daß sie ihr Paket in Bokakhat vergessen hatten. Er lehnte bedauernd ab. Der Weg sei zu weit und er sei zu müde, diese Strecke ein zweites Mal zu fahren. Doch die Männer ließen nicht locker und boten ihm schließlich 300 Rupies, eine Summe, die mindestens das Dreifache des normalen Fahrpreises ausmachte. So willigte denn der Chauffeur ein, sagte aber, daß er sich noch vorher bei Verwandten stärken müsse. Er hielt vor einem Haus, in dem, wie er erklärte, seine Schwester wohne. Wie erstaunt waren jedoch die beiden Fahrgäste, als nach wenigen Minuten der Chauffeur in Begleitung eines Polizisten zurückkam, den Kofferraum seines Wagens öffnete, das Paket hervorholte und es dem Polizisten aushändigte. Natürlich wurden die Schmuggler sofort verhaftet. Bei näherer Untersuchung des Falles stellte sich heraus, daß der Revolver schon einmal bei einem Wilderer beschlagnahmt worden war. Wie aber konnte diese Waffe aus dem Besitz der Polizei wieder in die Hände der Bande zurückgelangen? Der große Unbekannte von Bokakhat hat offensichtlich sehr weitreichende Beziehungen. Und da er für sein dunkles Geschäft viele Helfer braucht, ist es nicht gut, in Bokakhat neugierig zu sein und Fragen zu stellen. Der Taxichauffeur hat großen Mut bewiesen. Er mußte ja wieder nach Bokakhat zurück, muß dort leben. Obwohl das Ereignis durch aller Munde ging, war in der Presse, die doch sonst jede Sensation aufgreift und aufbauscht, nur eine kleine Notiz von wenigen Zeilen zu lesen. Es ist auch nicht bekannt geworden, daß der Taxichauffeur eine Belohnung erhielt. Als wenige Wochen später zwei Studenten in Bokakhat einige interessante Aussagen über die Tätigkeit der Wilderer machen wollten, fanden sie nirgendwo Gehör. In Bokakhat ist dieses Thema unerwünscht, und niemand möchte davon etwas hören. Es ist ein zu heißes Eisen geworden, besonders seitdem die Homeguard-Soldaten mit den Förstern gemeinsam das Reservat kontrollieren, auf Wilderer schießen und ein Förster durch die Kugel eines Wilderers starb. Es wird eben seit drei Jahren nicht mehr nur auf Nashörner geschossen, und deshalb ist es gefährlich, von der Wilderei etwas zu wissen, vielleicht sogar für die Polizei.

Mitten in Bokakhat, am Rande der Straße gegenüber dem Polizeirevier, steht ein großes Schild: »Kaziranga, Wildtierschutzgebiet. Das Jagen, Fischen und Beunruhigen der Tiere ist verboten.«

Das Bhil der Barasinghas

Dichter Nebel hüllt das Kaziranga-Reservat ein. Er steht im Dickicht des hohen Elefantengrases und zieht in dicken Schwaden langsam über die Wasserläufe, die wir durchqueren müssen. Lauter als sonst klingt das Aufplatschen des Wassers unter den schweren, aber gemächlichen Schritten unseres Reitelefanten, wenn er durch die blinden Nebenarme des Brahmaputra wadet, die keine Verbindung mehr mit dem großen Strom haben. Gurgelnd und quatschend versinkt jedes Bein, oft bis zu einem Meter tief im sumpfigen Boden der steilen Uferhänge. Es dauert viele Sekunden und kostet unseren Elefanten große Mühe, bis der Fuß mit einem knallähnlichen Geräusch, das sehr an das Herausziehen eines Flaschenpfropfens erinnert, wieder aus dem lehmigen Morast auftaucht und im nächsten Schlammloch verschwindet. Dann nimmt uns der Gradschungel auf. Das Meer der langen, dünnen Stengel wird von dem breiten Schädel des Elefanten geteilt, gleitet dann rauschend an seinem Körper entlang und streift die kühle Nässe an uns ab.

Wir folgen einem der vielen Nashornwechsel, wie man sie in großer Zahl am Rande der Seen, Flüsse und Lichtungen findet. Sie führen nicht geradlinig durch den Dschungel, sondern in leichten Bogen oft andere Wechsel kreuzend. Das ist für alle Tierstraßen typisch, und es gibt auch eine Erklärung dafür. Der Verfolgte hat es leichter, seinem Verfolger zu entgehen, wenn er auf geschwungenen Pfaden flieht, die ihn immer wieder dem Blickfeld und der Witterung seines Feindes entziehen. Auf offenem Gelände, in der Steppe, die mit niedrigem Gras bewachsen ist, kann diese Deutung nicht stichhaltig sein. Aber auch hier ist es dienlich, Kurven auszulaufen, weil so das Tier gezwungen ist, seine Nase hin und wieder nach einer anderen Richtung zu drehen, aus der vielleicht ein verdächtiger Geruch kommt. Außerdem stehen die Augen fast aller Tiere an den Seiten des Kopfes, und so wird in der Biegung des Weges ein kurzer sichern-der Blick nach hinten geworfen. Verhaltensweisen, die dazu dienen, Begegnungen mit dem Feind zu vermeiden, stehen immer – wenigstens außerhalb der Brunstzeit – im Vordergrund. Sogar auf den saftigsten Wiesen wird die Futteraufnahme alle paar Sekunden durch das Aufwerfen des Kopfes, durch das Sichern, unterbrochen. Vielleicht haben wir Menschen aus der Zeit unserer tierischen Vorfäter dieses damals sehr nützliche Verhalten bis in unsere Tage hinein bewahrt, denn es fällt auch uns schwer, die Mahlzeit einzunehmen, ohne ab und zu den Blick in die Runde schweifen zu lassen.

Die Nashornwechsel sind endlos. Sackstraßen kennen eigentlich nur Tiere, die einen Bau anlegen, in dem sie sich verbergen, oder ein Nest, wo sie ihre Jungen aufziehen. Noch seltener sind Einbahnstraßen, aber es gibt sie, vorwiegend bei Affen und anderen auf Bäumen lebenden Tieren, die sich an bestimmten Stellen ihres Weges fallen lassen, um dann schräg aufwärts kletternd ihren Pfad fortzusetzen, bis zum nächsten Sprung in die Tiefe.

Alle Nashornstraßen führen zu den Lichtungen, die in Assam Bhils genannt werden. Die Bhils sind Sumpfwiesen, in deren Mitte sich ein flacher See ausbreitet. Sie enthalten somit alles, was ein Panzernashorn begehrt: das saftige junge Gras und die fetten Kräuter, das Wasser zum Baden und den warmen Schlamm zum Suhlen. Deshalb führen alle Wege im Elefantengrassdschungel zu den Bhils. Nur zum Schlafen und wenn sie vor dem Feind oder dem Rivalen fliehen, gehen die Nashörner in das Dickicht des hohen Grasses hinein. Wir können also getrost dem schmalen, kaum 50 cm breiten Pfade folgen, der streckenweise zum Tunnel wird, wenn das Gras über uns zusammenschlägt. Er wird uns auf eine Lichtung führen, wo wir den Durchbruch der Sonne erwarten wollen.

Unheimlich still ist heute der Dschungel. Und da uns der Nebel auch dort, wo wir über das Gras hinwegsehen können, die Sicht verhüllt, erscheint uns das Grasmeeer unendlich. Wir fühlen uns wie in einem Labyrinth. Der Mahout, der vor uns im Nacken seines Tieres sitzt, hat sich einen Sack über die Schultern gezogen. Ich reiche ihm zur Aufmunterung eine Zigarette, die er mit seinen vor Kälte zitternden Händen zwischen die Lippen schiebt. Die Nässe dringt durch unsere Kleidung. Wir frösteln.

Das naßkalte Assam hatte ich auf meinen vergangenen Reisen nicht kennengelernt, dafür aber das viel unangenehmere feuchtheiße. Deshalb ist die Tropenkleidung, die sonst der Schweiß an den Körper klebte, diesmal zu dünn, und auch der Pullover bietet nicht genügend Schutz vor der Kälte des Wintermorgens. Unter solchen Bedingungen würdest du im Zoo nie Panzernashörner halten, denke ich. Wir haben aber in unseren Breiten auch nicht die heiße Sonne der Tropen, die mit Gewißheit die kalte Nacht ablöst, in wenigen Minuten das Land erwärmt und den Körper des Tieres für die Stunden des Tages wieder aufheizt. Künstliche Sonnen brauchten wir über unseren Freigehegen im Herbst, Winter und Frühling. Das wäre durchführbar, aber viel zu teuer. Wie einfach ist es doch in den Tropen und Subtropen, wo man keine oder nur kurze und milde Winter kennt, einen Zoo zu bauen und zu unterhalten.

Im Sattel eines Reitelefanten schaukelnd, kann man in den Beobachtungspausen, in denen nichts geschieht, so wunderbare Gedanken spinnen und träumen. Man muß sich nur auf den wiegenden Gang des Elefanten einstellen. Das geht sehr schnell. Es dauert nur Stunden, höchstens einen Tag, bis sich der Körper diesem Rhythmus angepaßt hat. Es ist ein ganz anderes Vergnügen, wilde Tiere vom Rücken des Elefanten herab zu beobachten als aus einem Auto heraus, wie das in Afrikas Nationalparks üblich ist. Man ist viel mehr mit seiner Umwelt verbunden, fühlt sich als Teil dieser herrlichen Wildnis, ist nicht Feind und Eindringling. Man kann nie sagen, was im nächsten Augenblick geschieht, denn das bestimmt schließlich doch der Elefant. Natürlich bemüht sich der Mahout, seinen Elefanten so zu lenken, wie wir das wünschen und für unsere Beobachtungen benötigen, aber das Ergebnis seiner Bemühungen ist von vielen Zufällen abhängig und nicht zuletzt auch von der Stimmung seines Elefanten.



Wir haben das erste Bhil erreicht. Vor uns glänzt silbern eine Wasserfläche durch den Nebel, und in ihr steht der Schatten eines Nashorns, das auf seinem Rücken einen Kuhreiher trägt. Wie wir an den Umrissen erkennen, hat uns das Tier seinen Kopf zugewendet. Wahrscheinlich kann es unsere Anwesenheit nur ahnen, denn wir heben uns kaum vom Rande des Gradschungels ab. Langsam setzt es sich in Bewegung und verschwindet im Nebel. Das Wasser platscht. Das Nashorn beginnt zu rennen und stößt das kurze, abgehackte Grunzen aus, das von seinen Artgenossen als Warnlaut verstanden wird. Aus dem Nebel kommt eine Antwort. Irgendwo muß hinter dieser weißen Wand ein zweites Nashorn auf dem Bhil gestanden haben, das nun auch flieht. Wir sehen es nicht, hören nur, wie das Wasser aufspritzt. Es ist schwierig festzustellen, wie weit die Tiere von uns entfernt sind. Im Nebel klingt jedes Geräusch so nah, daß man sich leicht verschätzen kann. Das Platschen wird leiser, entfernt sich immer mehr und wird schließlich vom Knacken des Grases abgelöst. Die Nashörner müssen rechts neben uns den Dschungel erreicht haben. Dann ist es wieder still.

Wir warten. Schon wird die Wärme der Sonne spürbar. Sie erhellt den Nebel mit ihrem Licht, läßt ihn als milchigweißen Vorhang noch einmal aufleuchten, wird schon selbst als strahlend weißer Ball sichtbar und bricht durch den Nebel hindurch, der sich in wenigen Minuten auflöst und die Sonne völlig freigibt. Nur hinter uns im Gras hängen noch ein paar Nebelfetzen, als hätten sie sich in den nassen Halmen, deren Wassertropfen wie Diamanten glitzern, verfangen und kämen nicht frei.

Vor uns liegt das weite Bhil, eingerahmt vom Elefantengras, das wie eine Mauer die Lichtung umgibt. Auf einem vom Feuer geschwärzten, längst gestorbenen Baum, der uns gegenüber auf der anderen Seite des Bhils über das Gras ragt, sitzen Kormorane und Kuhreiher. Sie scheinen die einzigen lebenden Wesen auf diesem Bhil zu sein. Sicher stehen Sumpfhirsche, Schweinshirsche und Panzernashörner, nur durch eine dünne Graswand unseren Blicken verborgen, am Rande des Bhils im Dschungel, denn wahrscheinlich waren nicht nur Nashörner auf der Lichtung, als wir das Bhil erreichten. Aber auch die anderen Tiere kennen die Bedeutung des stoßartigen Grunzens der Nashörner und sind mit ihnen geflohen. Nun warten sie, bis die Gefahr vorüber ist. Wir haben viel Zeit, und mit dieser Zeit müssen wir arbeiten, denn die Voraussetzung für jede zoologische Feldforschung ist Geduld. In den ersten Tagen gilt es, in der Nähe der wilden Tiere, aber noch außerhalb ihrer Fluchtdistanz, geduldig zu warten. Man darf sich nicht von der Sorge, daß wertvolle Stunden und Tage nutzlos vorübergehen könnten, verleiten lassen, Geduld mit sinnloser Zeitvergeudung gleichzusetzen. Wer sich aufdrängt, bleibt ein Fremder im Revier und wird mit Mißtrauen betrachtet. Auch der Feind – es widerstrebt mir, dieses Wort zu gebrauchen, weil es nicht die Bedeutung trifft, die ein Raubtier in freier Wildbahn für den Pflanzenfresser hat – übt Geduld und handelt ruhig, auch wenn er jagt. Jede Ungeduld verfälscht das Verhalten des Beobachtungsobjekts und muß

daher auch zu falschen Schlußfolgerungen führen. So warten wir, bis die Tiere wieder auf die Lichtung heraustreten. Es kann nicht lange dauern, denn nach dem kalten nassen Nebel locken die warmen Sonnenstrahlen die Tiere aus dem feuchten Gras auf das Bhil hinaus. Außerdem schreibt ihnen ein inneres Gesetz vor, am Morgen auf ihren Äsungsplätzen zu sein, denn die wilden Tiere leben in einem Raum-Zeit-System, das ihren Tagesablauf zeitlich und örtlich bestimmt. Das bedeutet also, daß Wildtiere zu bestimmten Tageszeiten an bestimmten Orten ihres Wohnbereiches bestimmte Handlungen vornehmen, zum Beispiel sich suhlen, scheuern, Staubbäder nehmen, trinken, schlafen, Duftmarken absetzen, äsen und vieles andere tun, was zu ihrem normalen Verhalten gehört.

Dieses Raum-Zeit-System verändert sich aber im Jahreslauf, wobei es vorwiegend vom Wetter und von der Brunst beeinflusst wird. Außergewöhnliche Ereignisse wie der Ausfall einer Regenzeit, Überflutungen des Wohnraumes, Feuersbrünste und andere Naturkatastrophen können zeitweilig diesen Rhythmus völlig zerschlagen. Wenn aber die normalen Verhältnisse wieder hergestellt sind, wird sich auch das Raum-Zeit-System der Tierbevölkerung des betroffenen Gebietes einpendeln.

Kaziranga ist für den Tierpsychologen, der das territoriale Verhalten verschiedenartiger Tiere beobachten will, ein Musterbeispiel: Die Landschaft setzt sich nur aus zwei Hauptformen zusammen, aus dem Gradschungel und dem Bhil. Die Wechsel zeichnen sich in dem hohen Elefantengradschungel deutlich als Tunnel ab und sind leicht zu verfolgen. Alle großen Säugetiere, außer den wilden Elefanten, müssen zur Nahrungsaufnahme, zum Baden und zum Suhlen die Bhils aufsuchen, die für den Beobachter leicht zu überblicken sind. Er kann also ohne Schwierigkeit feststellen, ob verschiedene Herden und Einzeltiere an bestimmte Plätze gebunden sind, wenn er einige Bhils wiederholt und zu verschiedenen Tageszeiten aufsucht. Da die meisten Bhils große Flächen einnehmen, die vielen Tieren Raum und Nahrung geben, kann man auch mühelos beobachten, ob bestimmte Teile der Bhils immer wieder von denselben Tieren besetzt und vielleicht sogar gegenüber Artgenossen verteidigt werden.

Sommer und Winter unterscheiden sich in Assam durch ihre Temperaturen erheblich. So wird auch deutlich sichtbar, wie sich der Tagesrhythmus der Wildtiere mit dem Wetter ändert. Schließlich überflutet während der Monsunzeit der Brahmaputra das Naturschutzgebiet und zwingt viele Tiere, Kaziranga zu verlassen. Nach ihrer Rückkehr kann man beobachten, ob und wie sie ihre alten Reviere wieder besetzen. Wer also das Territorialverhalten kennenlernen will, muß zu verschiedenen Jahreszeiten Kaziranga besuchen. Er wird sehr unterschiedliche Bilder erhalten, die sich aber mosaikartig zum Jahresrhythmus des Lebens der großen Wildtiere im Sumpfbereich des Brahmaputra zusammenfügen. Das sollte eigentlich eine Selbstverständlichkeit sein, die jeder Tierpsychologe oder Verhaltensforscher beherrscht, aber leider ist das nicht der

Fall, wie eine Bemerkung von Schenkel und Lang in ihrer grundsätzlichen Veröffentlichung über »Das Verhalten der Nashörner« zeigt, in der es heißt: »Anlässlich eines einwöchigen Besuches des Reservates im Herbst 1968 konnte der eine Autor eine Reihe offener Fragen klären.« Mit dem Reservat ist Kaziranga gemeint, und die offenen Fragen betreffen vorwiegend das Territorialsystem der Panzernashörner. Um aber solche offenen Fragen klären zu können, bedarf es wahrhaftig einer bedeutend längeren Zeit als nur einer einwöchigen Feldbeobachtung, und es genügt auch keinesfalls, das Reservat nur im Herbst kennenzulernen. Wäre den beiden Autoren wenigstens der Jahresrhythmus in Kaziranga bekannt gewesen, hätten sie außerdem bemerken müssen, daß der Herbst gerade jene Zeit ist, in der sich, nach der Überflutung durch den Brahmaputra, das Territorialsystem erst wieder festigt.

Nachdem sich der Nebel aufgelöst hat, brauchen wir nicht mehr lange zu warten, bis die ersten Tiere auf die Lichtung kommen. Auf einem Nashornwechsel zieht eine Herde Barasinghahirsche aus dem Grasdickicht heraus, die wir bereits einen Tag vorher an der gleichen Stelle sahen. Sie tragen das langhaarige Winterfell, das sich durch seine graubraune Farbe auf den ersten Blick von dem kurzhaarigen, leuchtend goldbraunen Sommerkleid unterscheidet. Ein starkes Rudel hat sich hier zusammengefunden. Wir zählen 30 Köpfe, davon 16 mit Geweihen. Offensichtlich halten die Geschlechter innerhalb des Rudels in Gruppen zusammen, denn zuerst treten 14 Weibchen mit zwei Junghirschen heraus, dann folgen ohne Abstand, aber in einer gesonderten »Marschkolonnie«, die älteren männlichen Tiere. Die beiden Spießer gelten also anscheinend noch als Kälber, denn sie gehen mit den Hirschkühen. Weibliche Jungtiere müssen auch im Rudel sein, aber die lassen sich von den erwachsenen Hirschkühen schwer unterscheiden, denn sie haben fast die Größe ihrer Mütter erreicht. Einer der stärksten Hirsche zeigt sich als Einhorn, denn er trägt nur noch eine Stange auf dem Kopf. Gestern besaßen noch alle 16 Hirsche ihr vollständiges Geweih. Der Hirsch muß also innerhalb der letzten 24 Stunden die Stange verloren haben. Ich notiere: »9. Dezember 1968. Die Barasinghas beginnen mit dem Geweihwechsel«. Da wir über die Lebensweise dieser schönen Hirsche, besonders der nördlichen Unterart, so gut wie nichts wissen, ist jede Beobachtung neu und wichtig. Außerdem ist der Barasingha, den die Engländer »Swamp-deer«, Sumpfhirsch, nennen, vom Aussterben bedroht. Wahrscheinlich bleibt uns nur noch wenig Zeit, ihn kennenzulernen. In Kaziranga leben höchstens noch 250 Barasinghas, davon ist die Herde, die wir vor uns haben, eine der größten. Durch Schaller, der sich 1965 im Kanha-National-Park aufhielt, wissen wir, daß dort noch 50 Barasinghas leben, ein Bestand, der leider aus unbekanntem Gründen ständig abnimmt.

Insgesamt beherbergen Indien und Nepal höchstens noch 3500 bis 4000 Tiere, wovon die meisten im Grenzgebiet des indischen Staates Uttar Pradesh und des Königreiches Nepal am Sardafluß vorkommen. Dort soll sogar eine Herde von

500 Hirschen leben. Aber Grenzgebiete sind von jeher für den Wildtierschutz schlecht geeignet und werden von Wilderern besonders gern heimgesucht.

Obwohl ich schon zum vierten Mal in Kaziranga gewesen bin und zu verschiedenen Jahreszeiten dieses Reservat besucht habe, ist es mir bisher noch nicht gelungen, bei den Barasinghahirschen Verhaltensweisen der Brunst zu entdecken. Wohl war im April der Aufbau der Herden anders als im Dezember. Ich sah zu dieser Zeit stets nur ein voll erwachsenes männliches Tier mit mehreren Weibchen zusammen, höchstens waren noch ein oder zwei Spießer dabei, aber Anzeichen einer Brunst fand ich nicht. Auch standen im April die Hirsche noch im Bast, wenn auch einige mit einem fast fertig ausgebildeten Geweih. Es muß also die Formierung dieser kleineren Rudel zwischen Februar und April vonstatten gehen, und das geschieht anscheinend ohne jede Auseinandersetzung, in aller Stille und Ruhe. Weder hörte ich Brunstrufe, noch sah ich kämpfende Hirsche. Das war auch nicht zu erwarten, denn Geweihe, die im Bast stehen, eignen sich als Waffen nicht, im Gegenteil, sie müssen vor Schlag und Stoß bewahrt werden. Wie aber, wenn nicht durch Kämpfe, werden die Weibchen unter den Männchen aufgeteilt? Oder handelt es sich nur um eine vorläufige Verteilung, die später, wenn die Hirsche gefegt haben, besonders von *den* Männchen angefochten wird, die keinen Harem um sich scharen konnten? Das wäre frühestens Ende April. Die Brunstzeit müßte dann in die Regenzeit fallen. Diese Fragen können nur durch Feldforschungen während der Monsunzeit geklärt werden, denn auch die Förster von Kaziranga wußten keine Antwort.

Schaller nimmt an, daß die Brunstzeit der Barasinghas in Indien sehr unterschiedlich verteilt ist. In Kaziranga soll die Brunst im April beginnen und bis Dezember dauern. Ihr Höhepunkt soll in den Monsun fallen, wahrscheinlich in den Monat August. In Kanha, also in Zentralindien, beobachtete er, daß die Barasinghas Anfang Dezember zu brunsten begannen und schon im Januar den Gipfelpunkt erreichten, während in Kheri, im Grenzgebiet zu Nepal, die Brunst in den ersten Septembertagen anfängt und ihre Spitze im November hat. Bei einer Tragzeit von 250 Tagen, wie sie in zoologischen Gärten festgestellt wurde, müßten also in Kaziranga die ersten Kälber Ende Dezember geboren werden. Ich habe jedoch keine neugeborenen Hirschkalber zwischen Dezember und Mai gesehen. Wahrscheinlich werden die Jungen frühestens im Juni gesetzt, also in den ersten Wochen des Monsuns. Somit müßte die Brunst in die Regenzeit fallen und etwa Ende September ihren Höhepunkt erreichen.

Ungeklärt bleibt die Frage, warum die Brunst- und Setzzeiten der Barasinghahirsche in den verschiedenen Gebieten Indiens so unterschiedlich sind, obwohl doch die Verteilung von Regenzeit und Trockenzeit im Jahreslauf und damit auch das Angebot an Nahrungspflanzen und schützender Vegetation sich in Zentralindien und Nordindien nicht wesentlich unterscheiden. Während also die südlichen Vertreter der Barasinghas im Dezember ihr Geweih noch fest auf dem Kopf sitzen haben und erst 6 Monate später mit dem Abwurf be-

ginnen, die Spießer sogar noch weitere zwei Monate warten, hat der erste Hirsch unseres Rudels sich in der letzten Nacht von einer Stange getrennt und steht uns als Einhorn gegenüber. Nachdem sich die Tiere davon überzeugt haben, daß wir für sie keine Gefahr bedeuten, legen sich einige nieder, andere ruhen im Stehen, und nur wenige äsen. Der Vormittag ist für die Barasinghas die Zeit der Rast und des Wiederkäuens. Ihre erste Mahlzeit haben sie im Morgengrauen eingenommen, als der Nebel noch das Land bedeckte. Dabei haben wir sie gestört. Jetzt ist es 9.30 Uhr. Um diese Zeit beginnt die Tagesruhe, die sie im heißen Sommer erst im Spätnachmittag gegen 17 Uhr, im Winter aber schon eineinhalb Stunden früher beenden. Sie werden jedoch nicht den ganzen Tag an dieser Stelle bleiben. Das Bhil ist ein langgestrecktes Oval. Seine Mitte wird von einem flachen, wenige Zentimeter tiefen See bedeckt, dessen Ränder in sumpfige Wiesen übergehen. Diesen See werden sie bald durchqueren, um zur anderen Seite des Ovals zu gelangen. Dort werden sie sich niederlegen, zuerst die männlichen Tiere, später auch einige Weibchen dazu, nie jedoch alle. Einige bleiben immer stehen, vielleicht als Wächter. Ich habe überhaupt den Eindruck, daß die Hirschkühe eine führende Position einnehmen und sogar bestimmen, wann und wohin gewandert wird. Sie sind wachsamer, man könnte auch sagen mißtrauischer, und ziehen sich immer zuerst zurück, wenn wir der Herde zu nahe kommen. Eine bestimmte Leitkuh ist jedoch nicht zu entdecken. Es hat den Anschein, daß einfach das weibliche Geschlecht, durch welches Individuum es auch vertreten wird, tonangebend ist.

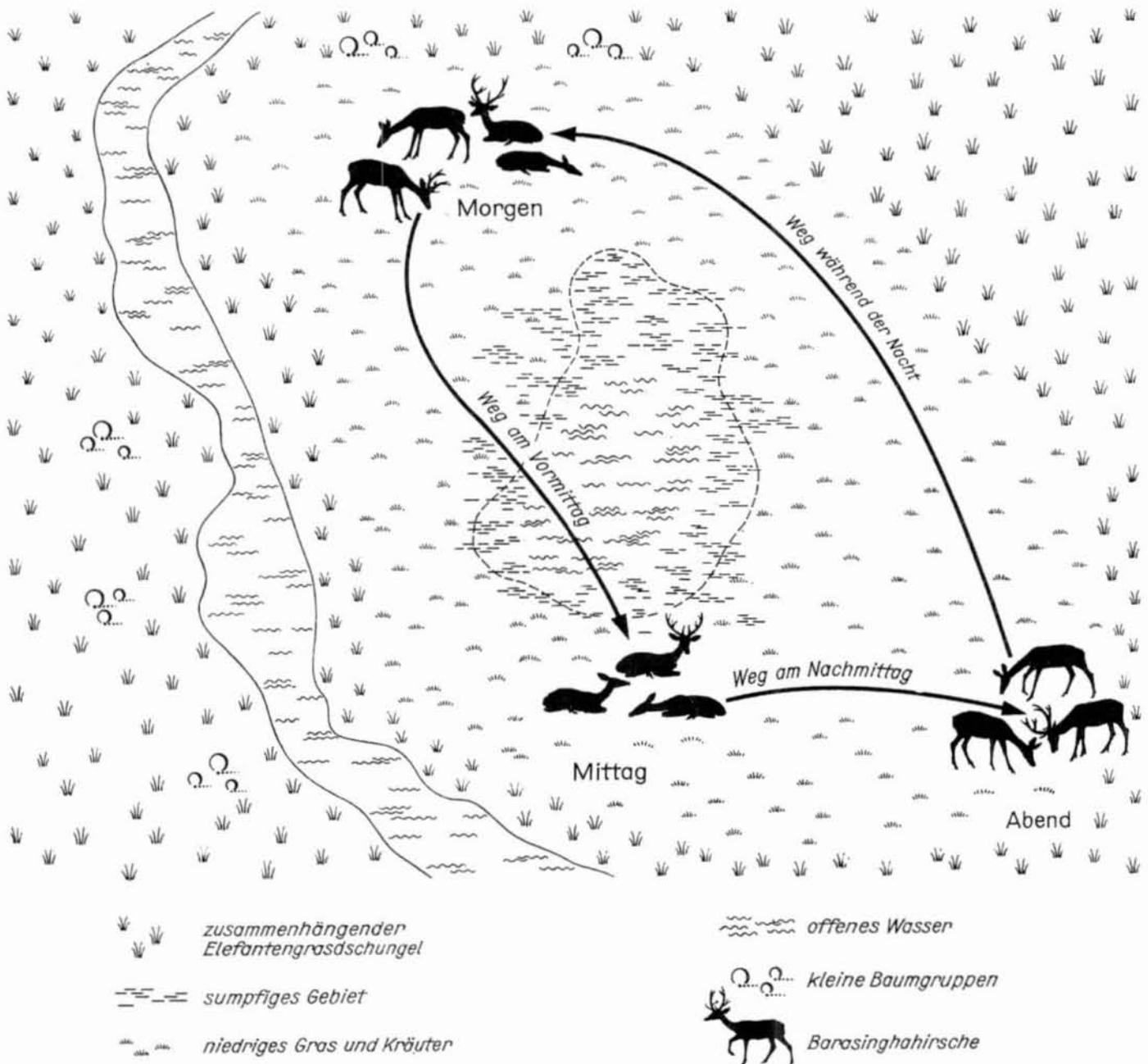
Eine halbe Stunde später tritt das Vorausgesagte ein. Die Herde wird unruhig. Einige Hirsche erheben sich, andere bleiben noch liegen. Die Hirschkühe sind alle aufgestanden und setzen sich nun langsam in Bewegung. Nach wenigen Schritten haben sie den Sumpf erreicht. Sie laufen in einer breiten Front, nicht im Gänsemarsch, wie das viele andere Herdentiere tun, wenn sie sich auf dem Weg zu einem bestimmten Ziel befinden. Während einige Hirsche bereits den Weibchen folgen, dehnen und strecken sich andere, schauen zögernd den abziehenden Artgenossen nach und setzen sich schließlich auch in Bewegung. Ähnlich unserem Elefanten, nur nicht mit so schweren Schritten, aber wie er, gemächlich, fast behäbig, heben sie ihre Beine, suchen einen Halt in dem sumpfigen Boden, sinken einige Zentimeter tief ein und ziehen sich mit den anderen Beinen wieder aus dem von Wasserbüffeln und Nashörnern zertretenen, zähen Schlamm heraus. Diese langsame, an eine Zeitlupenaufnahme erinnernde Bewegung ähnelt dem Gang der Siatunga-Antilope und des Pater-Davids-Hirsches, die beide auch Bewohner sumpfiger Landschaften sind. Sogar auf festen Böden behalten sie diese überaus vorsichtige, langsame Fortbewegung bei. Daß sie jedoch durchaus in der Lage sind, eine sehr schnelle Gangart anzuschlagen, stellen sie uns wenige Minuten später unter Beweis. Um eine gute Aufnahme von den durch den Sumpf ziehenden Barasinghas machen zu können, gebe ich dem Mahout das Zeichen, unseren Elefanten näher an die Hirsche

heranzubringen. Dabei schlägt er eine Richtung ein, die uns zur Mitte der auseinandergezogenen Herde führt. Die Barasinghas bleiben stehen und beobachten uns. Vor uns links stehen die Hirsche, die eine Nachhut bilden, rechts die Hirschkühe, die an der Spitze des Zuges liefen. Es ist nicht zu vermeiden, daß wir uns ihnen überaus geräuschvoll nähern, denn der Elefant versinkt bei jedem Schritt tief in diesem unwegsamen, für das Gewicht eines Elefanten viel zu weichen Boden. Dabei entsteht ein lautes Quietschen, Gluckern und Platschen, oft gefolgt von dem bekannten Flaschenpfropfenknall, wenn er unter größter Anstrengung seine Beine wieder aus dem Sog des Morastes befreit. Der Mahout muß den Elefanten, der schnell ermüdet und eine Ruhepause einschalten will, immer wieder antreiben, und auch das geschieht nicht gerade im Flüsterton. Die Hirschkühe werden ängstlich und setzen ihren Weg beschleunigt fort, während die Gruppe der Hirsche noch steht und äugt. Der Abstand zwischen ihnen und den Weibchen wird immer größer. Zwei Tiere drängen in die Richtung zurück, aus der sie gekommen sind, die anderen rennen den Hirschkühen nach. Hoch spritzt das Wasser unter ihren Hufen auf, als sie wenige Meter entfernt an uns vorübergaloppieren. Es ist ein herrliches Bild, diese schlanken Hirsche dahinstürmen zu sehen, von tausend Wassertropfen übersprüht, die im Gegenlicht wie Funken aufblitzen. Wenige Sekunden später haben sie die Hirschkühe erreicht. Sie verharren und äugen zu uns herüber. Nun versuchen auch die beiden letzten Hirsche, den Anschluß an die Herde zu finden. Noch einmal spritzt das Wasser auf und klatschen Hufe in den Schlamm, dann ist das Rudel wieder vollständig und zieht weiter, seinem Ruheplatz entgegen. Während sonst der Weg dorthin eine Stunde und länger dauern kann, weil immer wieder Pausen eingeschaltet werden, wollen die Barasinghas heute eher am Ziel sein, denn wir haben sie mißtrauisch gemacht. Noch müssen sie die tiefste Stelle im See passieren, wo sie bis zum Bauch eintauchen, dann kommen einige Meter flaches Wasser und schließlich folgt weicher Boden, auf dem sie ein schnelleres Tempo einschlagen können.

Das Bhil, auf dem die Herde der 30 Barasinghas lebt, ist etwa 1500 m lang und 400 m breit. Täglich legen sie denselben Weg zurück. Bei Sonnenaufgang äsen sie im Nordwestteil ganz in der Nähe des Elefantengradschungels, der dort nur 50 m breit ist, weil dahinter bereits das nächste Bhil liegt, das aber von der Barasinghaherde nie aufgesucht wird. Gegen 9.30 Uhr brechen die Tiere auf, nachdem einige schon vorher geruht haben, überqueren das Bhil, waten dabei durch den See und den Sumpf und erreichen gegen 11 Uhr die Südostgrenze der Lichtung. Sie benötigen also für den Weg zum Tagesruheplatz, der diagonal über das Bhil führt und etwa 1800 m mißt, wenn sie ungestört sind, 60 bis 90 Minuten, mitunter auch zwei Stunden. Bis zum Spätnachmittag liegen sie nun im Gras und beginnen erst wieder gegen 17 Uhr zu äsen. Dabei ziehen sie an den östlichen Rand des Gradschungels. Dort bleiben sie, bis die Nacht hereinbricht, und treten dann ihren Rückweg über das Bhil an.

Im Sommer, wenn die Barasinghas in kleinere Gruppen aufgeteilt sind, verschieben sich die Zeiten um etwa 1½ Stunden, weil die Tagesruhe eher angetreten und später beendet wird. In diese Ruhezeit fällt dann auch das Suhlen. Während der heißen Jahreszeit ruhen aber auch die anderen Tiere tagsüber länger, und die Zeit der Futteraufnahme dehnt sich allgemein weiter in die Nacht hinein aus.

Bhil der Barasinghahirsche und die Bewegung der Herde, die aus 30 Tieren besteht, im Tageslauf



Unserer Barasinghaherde steht viel mehr Raum zur Verfügung, als sie bewohnt. Sie könnte das Vierfache der Fläche für sich in Anspruch nehmen und brauchte dabei gar keinen großen Weg zurückzulegen, denn das nächste Bhil im Nordwesten schließt sich, nur durch eine schmale Graswand getrennt, unmittelbar an. Auch die Südgrenze des Bhils besteht nur aus einem Elefantengrasgürtel, und dahinter liegt fast in gleicher Länge ein See mit saftiger Ufervegetation. Besonders geeignet wäre aber ein riesiges Bhil, das mindestens die dreifache Ausdehnung des Bhils hat, das die Barasinghas als ihren Wohnraum auserkoren haben. Es liegt nur fünfzig Meter entfernt im Südosten. Aber keines dieser Bhils wird von ihnen betreten, und auch andere Barasinghas sind dort nicht zu finden. Die nächsten Nachbarn unserer Herde leben in einem Abstand von mehreren Kilometern. Unsere Barasinghas brauchten somit nicht zu befürchten, auf Artgenossen zu treffen, wenn sie ihren Wohnraum verließen oder erweiterten und eine der anderen, so nahe liegenden Lichtungen aufsuchten, die alle dieselben Vorzüge haben: Wasser, Sumpf, Nahrung und Deckung wie ihr auserwähltes Wohnbhil. Warum also meiden sie die umliegenden Gebiete? Warum sind sie ausgerechnet an dieses Bhil gebunden?

Die Vermutung, daß es dort besonders friedlich zugeht, kann ich gleich zerstreuen, denn das Bhil gehört zum Jagdrevier zweier Tiger, die ich wiederholt auf der Lichtung und in ihrer Umgebung sah. Wir können diese Begründung auch grundsätzlich ausschließen. Solange es noch Tiger in Kaziranga gibt, werden sie sich in der Nähe der Barasinghas, der Schweinshirsche und der Kammschweine aufhalten, denn die bilden ihre Hauptnahrung.

Wir werden also auf unsere Frage wohl keine andere Antwort finden als die, daß sich die Barasinghas an dieses Bhil gewöhnt haben. Gewöhnung spielt ja nicht nur im Tierreich eine große Rolle, sondern bestimmt auch das Verhalten der Menschen maßgeblich mit. Wie sehr gewöhnen wir uns doch an unsere Geburtsstadt, an einen bestimmten Stadtteil, in dem wir unsere Kindheit verbrachten. Wie schwer fällt es uns, besonders älteren Menschen, ihre Wohnung zu verlassen, in einen anderen Stadtteil zu ziehen oder gar in eine andere Stadt umzusiedeln. Wir haben am Tisch, an dem wir unsere Mahlzeit einnehmen, Stammpplätze, und der Besucher fragt höflich, wenn er zu Tisch gebeten wird, wo er Platz nehmen darf, damit er niemanden den Stammpplatz wegnimmt. Wir haben unsere Wechsel auf den Straßen und unsere Stammpplätze in der Straßenbahn, die wir täglich auf dem Wege zur Arbeitsstelle benutzen, und wir werden unwillig, wenn diese Stammpplätze von anderen besetzt wurden, obgleich die nichts von unserem »Gewohnheitsrecht« wissen können. Sollten nicht ähnliche, emotional wirksame Gewohnheiten auch bei den Barasinghas und ihrer Bindung an das auserwählte Bhil eine Rolle spielen? Sie sind an diese, ihnen vertraut gewordene Umgebung gewöhnt. Nichts ist ihnen hier fremd. Sie kennen den Tagesverlauf auf diesem Bhil, kennen jedes Nashorn und dessen Stammpplätze, den Tagesrhythmus der Wasserbüffelherde und haben sich an den Tiger ge-

wöhnt, dessen Erscheinen sie durchaus nicht in Panikstimmung versetzt, wie das so oft und falsch in Reisebeschreibungen und Abenteuerromanen geschildert wird. Alles ist ihnen bekannt, das Harmlose, das Angenehme und das Gefährliche. An alles haben sie sich gewöhnt.

Die Grenze ihres Wohnraumes ist also maßgeblich durch den Grad des Vertrautseins mit den alltäglichen Dingen und Ereignissen ihrer Umgebung bestimmt, nicht durch die Wohnräume anderer Barasinghaherden. Es gibt im Winter keine Kämpfe um das Territorium, denn es ist niemand da, mit dem gekämpft werden kann. Auch von einer Abgrenzung des Wohnraumes durch eine hörbare, sichtbare oder riechbare Markierung ist nichts zu bemerken. Weder brüllen die Hirsche zu dieser Zeit, noch zeigen sie ein auffallendes Verhalten oder setzen Duftmarken ab. Derartiges ist uns auch von unserem Rothirsch außerhalb der Brunstzeit nicht bekannt. Trotzdem läßt sich der Wohnraum dieser Barasinghaherde genau beschreiben, so genau sogar, daß man ihn mühelos mit Grenzpflocken abstecken könnte. Dürfen wir aber, wenn dieses klassische Merkmal des territorialen Verhaltens fehlt, trotzdem von einer Territorialität der Barasinghas sprechen? Es steht fest, daß sie ein bestimmtes Gebiet bewohnen und es, solange die große Herde besteht, nicht verlassen. Der Grenzstreifen, der freiwillig nicht übertreten wird, ist deutlich feststellbar. Ich glaube, wir können mit gutem Recht behaupten, daß die Territorialität der Barasinghahirsche unbestreitbar ist, daran ändert auch die Tatsache nichts, daß im Sommer die großen Herden in kleinere Rudel zerfallen, die jeweils von einem starken Hirsch geführt werden und sich über die Grenzen des Winterwohnraumes hinaus über ein größeres Gebiet verteilen.

Die Merkmale der Territorialität einer Tierart mußten hier etwas ausführlicher behandelt werden, weil in letzter Zeit R. Schenkel den Versuch unternahm, die Bedeutung dieses Begriffes neu festzulegen. Die Territorialität wurde zuerst bei Vögeln wissenschaftlich untersucht und dabei festgestellt, daß der Vogel oder das Vogelpaar einen festen Raumausschnitt bewohnt und gegenüber Artgenossen als Besitz verteidigt. Schenkel legt somit fest: »Ein Territorium ist ein fester Raumausschnitt, in dem ein Individuum oder eventuell eine Gruppe keine anderen Artgenossen duldet.« Entscheidend ist bei Schenkel also, daß die Bewohner eines Territoriums alle Artgenossen angreifen und vertreiben, die nicht in das Territorium hineingehören. Nur wenn diese Unduldsamkeit nachgewiesen werden kann, darf von Territorium und Territorialität gesprochen werden. Es genügt somit auch nicht, daß sich Nachbarn aus dem Wege gehen und den Wohnraum des anderen respektieren, denn es wird ausdrücklich gesagt: »Wenn zwei Tiergruppen sich dauernd in getrennten Exkursionsgebieten aufhalten, vielleicht in der Grenzzone friedlich gemeinsam weiden, sich aber dann wieder zwanglos in die eigenen Gebiete begeben, so hat das mit Territorialität nichts zu tun.« Also dürften wir von unserer Barasinghaherde keinesfalls behaupten, daß sie ein Territorium bewohnt, denn wir können nicht den

Nachweis erbringen, daß sie andere Barasinghahirsche aus ihrem Wohnraum hinauswerfen. Nomaden sind sie aber auch nicht, im Gegenteil, sie sind ganz offensichtlich an einen Raumausschnitt gebunden. Wie aber sollen wir dieses Wohngebiet bezeichnen, wenn nicht mit dem Begriff Revier oder Territorium? Schenkel bleibt uns die Antwort schuldig. Zugegeben, sie bleiben nicht das ganze Jahr über auf diesem Bhil, aber auch viele andere Tiere, die als Beispiel für Territorialität herangezogen werden, besetzen oft nur während der Balz oder Brunst ein Territorium und verlassen es wieder, wenn die Fortpflanzungszeit vorüber ist. Das gilt für alle Vögel, die Brutreviere gründen. Solche zeitweilige Territorien, die an die Brunstzeit gebunden sind, gibt es auch bei Antilopen und Hirschen. Der Jäger spricht vom Platzhirsch und versteht darunter den Rothirsch, der während der Brunst keinen Rivalen auf seinem Brunstplatz duldet. Schenkel schlägt in diesem Falle vor, von Männchen-Territorien oder Brunstterritorien der Männchen zu sprechen, weil nur der gleichgeschlechtliche Artgenosse, der Nebenbuhler, vertrieben wird. Die Territorialität ist hier also an ein Geschlecht gebunden, jedoch durchaus nicht immer nur an das männliche. Wenn der Storch seinen Nistplatz bezogen hat, begrüßt er jede Störchin, die in seine Nähe kommt, mit Klappern, während er Rivalen aus seinem Revier vertreibt. Hat eine Störchin seine Werbung angenommen und beginnt mit ihm zu nisten, dann wird sie in Zukunft jede Nebenbuhlerin, die sich im Revier blicken läßt, angreifen. Der Storch nimmt an diesen Auseinandersetzungen der Weibchen keinen Anteil. Ihm ist es gleichgültig, welche Störchin unterliegt. Er wird in jedem Fall die Siegerin mit Klappern begrüßen und in seinem Revier aufnehmen. Taucht ein fremdes Storchchenpaar in der Nähe auf, so wird es von beiden Besitzern des Territoriums, vom Storch und der Störchin, gemeinsam angegriffen und verjagt.

Seitdem der bekannte Verhaltensforscher Konrad Lorenz sein aufsehenerregendes Buch »Das sogenannte Böse – Zur Naturgeschichte der Aggression« herausgegeben hat, ist eine große Zahl von wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen über tierliche Aggression erschienen. Noch größer ist jedoch die Zahl der unwissenschaftlichen, auf unbewiesenen Verallgemeinerungen aufbauenden Bücher und Aufsätze in Zeitschriften, die sich alle, meist völlig zu Unrecht, auf Lorenz beziehen. Sie sollen hier jedoch nicht betrachtet werden. Lorenz weist nach, daß die Aggression in besonderem Maße bei solchen Tieren ausgebildet ist, die territorial leben, also ein Revier als »Grundbesitz« beanspruchen. Die Aggression, die sich gegen den Artgenossen richtet, dient dabei einem sehr guten Zweck. Sie verteilt die Vertreter einer Art gleichmäßig auf den vorhandenen Raum und verhindert damit, daß sie sich als Nahrungskonkurrenten gegenseitig die Lebensgrundlage zerstören. Der Aggressionstrieb ist aber auch bei solchen Tierarten besonders ausgeprägt, bei denen sehr enge und dauerhafte Beziehungen, ein persönliches Band zwischen zwei, meist verschiedengeschlechtlichen Partnern, hergestellt wird. »Es gibt also sehr

wohl intraspezifische Aggression ohne Gegenspieler, die Liebe, aber es gibt umgekehrt keine Liebe ohne Aggression«, stellt Lorenz fest. Dabei zeigt er aber auch, daß dieses persönliche Band, diese Freundschaft nur bei solchen Tieren nachweisbar ist, die an ein Territorium gebunden sind. »Wenn Tiere jahreszeitlich abwechselnd einmal territorial und aggressiv sind, das andere Mal aber aggressionslos und gesellig, so beschränkt sich jede etwaige persönliche Bindung auf die Periode der Aggression.«

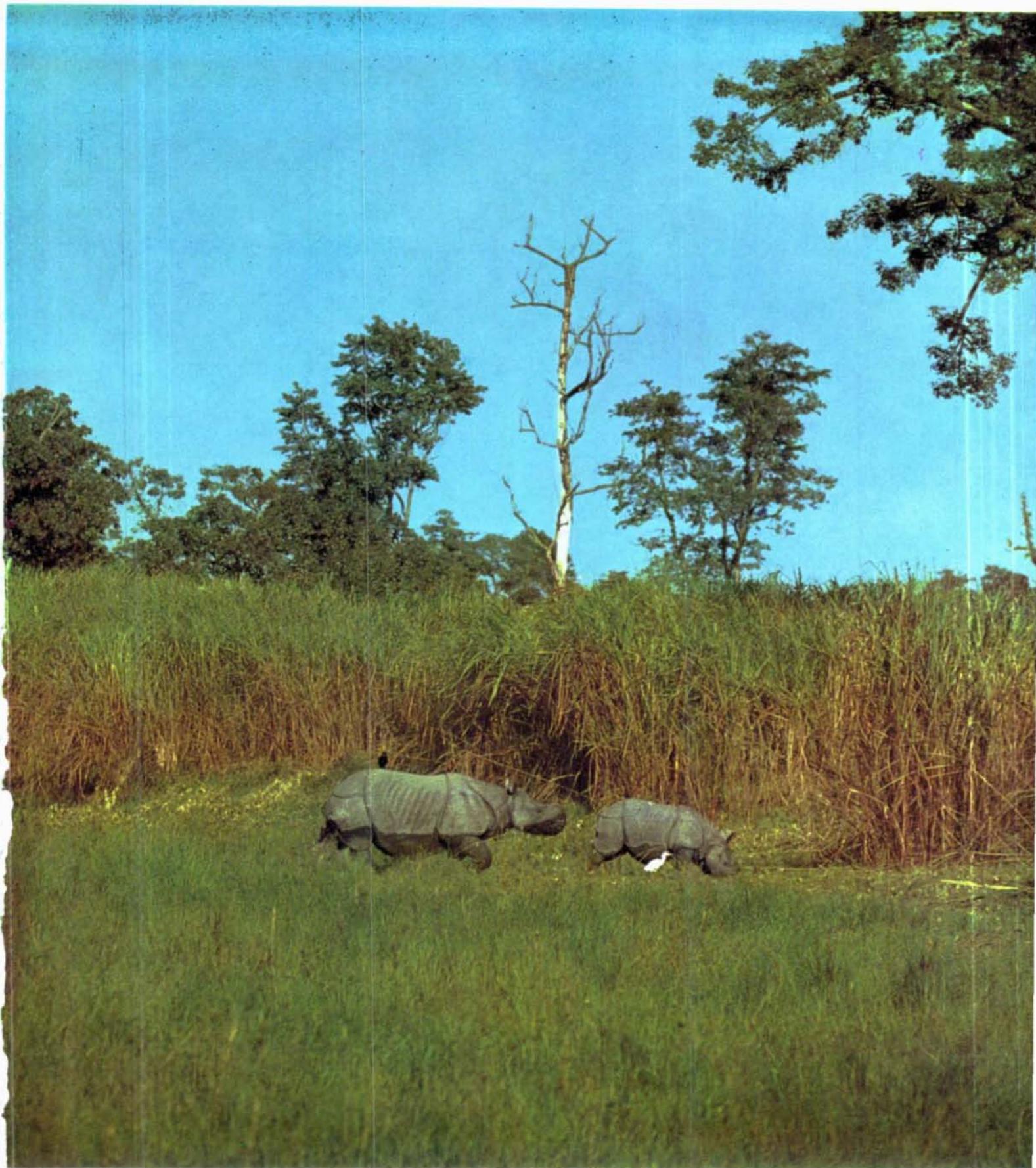
Seine Beispiele bezieht Lorenz vorwiegend aus dem Reich der Fische und Vögel, weil über die Territorialität der Säugetiere bisher noch viel zu wenig bekannt ist. Es scheint also an der Zeit zu überprüfen, ob die von Lorenz gefundene Regel auch im gleichen Maße für Säugetiere gilt. Wenn wir uns jedoch mit Schenkel von vornherein darauf festlegen, daß wir nur dann den Begriff Territorium gebrauchen wollen, wenn der Besitzer dieses Wohnraumes nachweislich gegen jeden Artgenossen aggressiv ist, der nicht in das Territorium gehört, wenn auch das kampflose Respektieren des Wohnraumes eines anderen Artgenossen nicht berechtigt, vom Territorium zu sprechen, dann ist unsere Frage im voraus beantwortet, denn die Antwort muß lauten: Territoriumsbesitzer können nur aggressive Tiere sein, weil wir bei Tieren ohne oder mit geringer innerartlicher Aggression den Raum, den sie bewohnen, nicht als Territorium bezeichnen dürfen, auch wenn dieser Raum deutlich begrenzt ist und seine Bewohner sich innerhalb ihres Wohnraumes genauso verhalten wie die Tiere, deren Territorialität »anerkannt« wird.

Kehren wir aber wieder zu unseren Barasinghahirschen zurück. Ich glaube, sie bilden eine der vielen Ausnahmen, die sich immer dann einstellen werden, wenn man das Verhalten der Tiere in ein zu enges Schema pressen will. Würden sie sich wie »ordentliche« Hirsche benehmen, dann müßten sie außerhalb der Brunstzeit nomadisierend, vielleicht in Männchenrudeln und Weibchenrudeln getrennt oder auch in gemischten Herden, umherstreifen und an kein bestimmtes Gebiet gebunden sein. Raum wäre dafür genug vorhanden, das stellten wir bereits fest. Aber gerade das Gegenteil geschieht. Während der beiden Wintermonate Dezember und Januar 1968/69 blieb die Herde auf ihrem Bhil und zeigte eine straffe Raum-Zeit-Einteilung. Kämpfe mit Nachbarn oder Eindringlingen konnten nicht stattfinden, weil in der nächsten Umgebung keine anderen Barasinghas wohnen. Wenn sich dann im März die Gemeinschaftsherde in kleinere Rudel auflöst, die aus einem alten Hirsch, zwei bis fünf Hirschkühen und den im vergangenen Jahr geborenen Jungtieren bestehen, tragen die Hirsche noch ein Bastgeweih. Diese Neuordnung vollzieht sich also in einer Zeit, in der die Männchen mit ihren Geweihen nicht kämpfen können, obwohl doch bei Hirschen »normalerweise« diese Rudelbildung in der Brunstzeit stattfindet, dabei mit dem Besetzen der Brunstterritorien zusammenfällt und durch heftige Kämpfe des Platzhirsches mit seinen Nebenbuhlern gekennzeichnet ist. Auch von den anderen Waffen, den Vorderhufen, wird kein Gebrauch gemacht, um

Rivalenkämpfe auszutragen. Im März sieht man diese kleinen Rudel, bestehend aus einem älteren Hirsch und einigen Hirschkühen, nunmehr auch auf solchen Bhils, die im Winter von Barasinghahirschen nicht besetzt waren. Diese Rudel sind dort genauso standorttreu und an ein festes Raum-Zeit-System gebunden wie sie es als Angehörige der großen gemischten Herde während des Winters in ihrem Gemeinschaftsterritorium waren. Von kämpferischen Auseinandersetzungen ist aber auch jetzt noch nichts zu bemerken. Anzeichen von Brunst werden erst Anfang Mai sichtbar. In dieser Zeit stehen aber die Barasinghas immer noch im Bast, nur einige Hirsche, die ihr Geweih sehr zeitig in den ersten Tagen des Dezembers abgeworfen haben, beginnen zu fegen. Bei den meisten anderen Hirschen dauert es noch weitere vier bis acht Wochen, ehe sie über ein fertig ausgebildetes Geweih verfügen. Auch darin unterscheiden sich die Barasinghas von den »ordentlichen« Hirschen. Sie kommen in die Brunst, während sie noch ein Bastgeweih tragen.

Wenn wir hier von »ordentlichen« Hirschen und »normalen« Verhaltensweisen sprechen, so dachten wir dabei an das Leben unseres Rothirsches, der oft als Beispiel für das typische Hirschleben benutzt wird. In Wirklichkeit jedoch wissen wir über das Verhalten der meisten Hirscharten, besonders der in tropischen Gebieten lebenden, so gut wie gar nichts, weil entsprechende Feldbeobachtungen bislang noch fehlen und Beobachtungen über Brunstverhalten, Rudelbildung und Territorialität nur in sehr beschränktem Maße in zoologischen Gärten gemacht werden können. Wir haben also gar keine Veranlassung, die Lebensweise des uns verhältnismäßig gut bekannten Rothirsches als typisch für die ganze Familie der Hirsche anzusehen.

Wir verlassen unsere Barasinghaherde, die sich nun zur Ruhe begeben hat. Die meisten Hirsche haben sich dicht am Rande des Elefantengrasschungels niedergelegt. Nur ihre Köpfe schauen aus dem niedrigen Gras der Sumpfwiese hervor. Einige Hirschkühe äsen in ihrer Nähe, andere liegen oder rasten im Stehen. Die genehmigte Arbeitszeit unseres Elefanten ist abgelaufen. Wir müssen zur Forststation zurückreiten und ihn gegen einen anderen austauschen.



Reitelefant und Mahout

Das Sumpfgelände von Kaziranga stellt besonders hohe Anforderungen an die Kräfte eines Reitelefanten. Wenn die Tiere länger als vier Stunden unterwegs sind, zeigen sie deutlich Ermüdungserscheinungen. Man muß ihnen dann wenigstens die Gelegenheit geben zu äsen, wobei sie sich gleichzeitig ausruhen und neue Kräfte sammeln. Der Sattel wird abgenommen, und die Vorderbeine werden zusammengekettet, damit sie nur kleine Schritte machen und sich nicht weit vom Lager entfernen können. Zwei Stunden der Ruhe muß man den Tieren mindestens gönnen, ehe sie wieder einsatzfähig sind. Der überraschende Tod zweier Reitelefanten hat den Revierförster von Kaziranga veranlaßt, diese Weisung herauszugeben. Die Erschöpfung ist auch darauf zurückzuführen, daß Elefanten einen sehr großen Nahrungsbedarf haben. Das Futter, das ihnen hier gereicht wird, ist kein Kraftfutter – bestehend aus Quetschhafer, Gemüse, Obst, Brot, Heu und Stroh, wie wir es in zoologischen Gärten geben müssen, weil wir gar nicht genügend Zweige und Gras beschaffen können –, sondern entspricht dem natürlichen Speisezettel der Elefanten, setzt sich also vorwiegend aus den Pflanzen des Grasdschungels zusammen. Als Leckerbissen werden noch Bananenstauden, Zuckerrohr und Reis in kleinen Mengen verabreicht. Damit nehmen die Elefanten wie ihre wildlebenden Artgenossen viele unverdauliche Ballaststoffe auf und benötigen deshalb auch die doppelte bis dreifache Menge der Nahrung, die ein Zoo-Elefant braucht. So sind über zwei Drittel eines normalen Elefantentages mit den Mahlzeiten ausgefüllt. Diese Zeit steht jedoch dem Reitelefanten nicht zur Verfügung, denn während seiner Arbeit kann er nur wenig essen, weil der Tourist möglichst große Teile des Reservates sehen will und er deshalb dauernd auf der Wanderung ist. Darf er wirklich einmal wenige Minuten stehenbleiben, weil der Tourist auf seinem Rücken filmen oder fotografieren will, so ist es ihm trotzdem nicht gestattet, mit dem Rüssel nach den saftigen Gräsern und Kräutern zu langen, die rings um ihn herum wachsen, denn auch die geringste Bewegung stört den Touristen. Wohl reißt er hin und wieder ein Grasbüschel aus dem Boden, während er auf dem Marsch ist, schlägt es dann mehrmals gegen die Vorderbeine, um die Erde von den Wurzeln zu trennen, und steckt es ins Maul, aber diese kleinen Portionen können den Bedarf nicht decken. So kann man schon eine deutliche Abmagerung der Tiere bemerken, wenn sie nur wenige Tage lang von früh bis abends im Einsatz sind, wie das besonders während der Hochsaison im Winter oft unvermeidbar ist, weil die große Zahl der Touristen sonst nicht zufriedengestellt werden kann.

Die Reitelefanten von Kaziranga stammen alle aus Assams Wäldern, wo es verschiedene Methoden des Elefantenfanges gibt. Die oft beschriebene und heute auch am meisten benutzte Fangmethode ist die Khedda. Mitten im Dschungel wird aus Baumstämmen ein Kral errichtet, in den die wilden Elefanten hineingetrieben werden. Das Wort Khedda leitet sich aus dem Hindiwort »khedna«

ab, das wiederum auf das Sanskritwort »khet« zurückgeht, das treiben bedeutet. Ursprünglich wurde weder ein Zaun gebaut noch getrieben. Als Absperrung des Fanggeheges diente ein Graben. Die ausgehobene Erde wurde außerhalb des Grabens zu einem Wall aufgerichtet, hinter dem sich die Fänger verbargen. Der Weg in die Falle führte über eine Brücke, die mit Erde, Zweigen, Gras und Blättern bedeckt und damit unsichtbar gemacht wurde. Als Lockmittel diente eine zahme Elefantenkuh, die man im Gehege anband. Oft mußten die Fänger viele Tage warten, bis eine Herde in die Nähe kam. Dem wilden Elefantenbullen, der sich für die zahme Elefantenkuh interessierte, folgte, wenn man Glück hatte, die ganze Herde. Nachdem die Elefanten die Brücke überschritten hatten, sprangen die Fänger hervor und zerstörten die Brücke. Nun mußten die Elefanten viele Tage hungern und dursten, bis sie so schwach waren, daß man es wagen konnte, eine neue Brücke zu bauen, um zahme Elefanten in das Innere des Geheges zu treiben. Mit ihren letzten Kräften griffen die wilden Elefanten an. Aber die Zahmen waren die Stärkeren, und es dauerte nicht lange, bis sie ihre geschwächten Artgenossen unterdrückt hatten. Dann begann die grausame Fesselung der Tiere. Es wurden ihnen Schnittwunden am Hals beigebracht, damit die Seile tief in ihr Fleisch eindringen konnten.

Heute besteht das Gehege aus einem riesigen Zaun, aus fest miteinander verbundenen, tief in die Erde versenkten Baumstämmen. Der Lockvogel ist ganz weggefallen. An seine Stelle sind die Treiber getreten. Damit der Weg in das Innere des Krales von den Elefanten besser gefunden wird, ist am Eingangstor, das durch eine Falltür geschlossen werden kann, ein trichterförmiger Gang angebaut, der die wilden Elefanten, wenn sie einmal die Trichteröffnung passiert haben, geradezu zwingt, sich gegenseitig in das Innere des Geheges zu schieben und zu stoßen. Hungern und Dursten läßt man sie im Kral nicht mehr, denn der Mensch hat gelernt, wie er sich der Riesen bemächtigen kann, ohne sie vorher zu schwächen. Er reitet auf dem Rücken der dafür ausgebildeten Elefanten, die Koonkis genannt werden, in den Kral, fesselt mit Hilfe dieser Koonkis die Wildfänge und bringt sie einzeln aus dem Kral heraus.

Die Khedda ist schon so oft beschrieben worden, daß es überflüssig erscheint, noch einmal auf sie einzugehen. Jedoch betreffen die meisten Darstellungen dieser Fangmethode die südindische Khedda, wie sie heute noch im Staate Mysore etwa alle Jahrzehnte als eine öffentliche Veranstaltung unter der Schirmherrschaft des Maharadschas und in Anwesenheit prominenter Vertreter des In- und Auslandes betrieben wird. Eine solche Schau-Khedda erstreckt sich über viele Tage. Die hohen Gäste, einschließlich gut zahlender Touristen, können auf bequemen Tribünen sitzend dem sensationellen Ereignis zuschauen. Alle technischen Mittel, die einen reibungslosen und sicheren Ablauf des Fanges garantieren, wie Telefon und drahtloser Funk, werden dabei eingesetzt.

Ganz anders verläuft jedoch die Khedda in Assam. Hier wird der Zaun kreisförmig ohne Verwendung eines einzigen Nagels gebaut. An der Innenseite

des Zaunes läuft ein V-förmiger Graben entlang, der verhindern soll, daß die Elefanten mit ihrer ganzen Kraft gegen den Zaun drücken. Anstelle des Grabens kann auch eine schmale Plattform an der Außenseite des Zaunes angebracht werden, von der aus mit Speeren bewaffnete Männer die Elefanten, die gegen die Umzäunung anrennen, durch Stiche in den Kopf und den Körper zurücktreiben. Diese Form der Khedda wird heute kaum mehr benutzt, weil es dabei meist zu schweren Verletzungen der Elefanten kommt, die den Wert der Tiere mindern. Oft wird der Kral auch in der Nähe von Salzlecken oder auf Wechsell angelegt, die häufig von Elefanten benutzt werden. Die Elefanten müssen dann nicht über so weite Strecken getrieben werden, wie das unter Einsatz eines Heeres von Treibern und Reitelefanten in Südindien geschieht, sondern man wartet, bis sie in die Nähe des Khedda-Krales kommen. Weil in Assam höchstens 25 Treiber an einer Khedda beteiligt sind, kann das letzte Treiben nur nachts geschehen, damit die Elefanten nicht sehen können, wie dünn die Kette der Treiber ist. Durch Geschrei, Gewehrschüsse und anderen Lärm wird bei den Elefanten der Eindruck erweckt, daß der Dschungel voller Menschen sei. Dabei müssen sich die Treiber sehr vorsehen, daß sie im Dunkel der Nacht nicht mitten in die Herde der verängstigten Tiere geraten. Meistens werden in Assam kleine Gruppen gefangen, oft nur vier oder fünf Tiere. Es hat aber auch Kheddas gegeben, bei denen fünfzig und mehr Elefanten in den Kral getrieben wurden. P. D. Stracey, der viele Jahre Generalforstmeister von Assam war, berichtet von einer Khedda, die 54 Elefanten einbrachte und von einer Fangsaison, in der 130 Elefanten in sechs Kheddas gefangen wurden.

Durch ein Gesetz der Forstverwaltung von Assam wird festgelegt, daß die Elefanten nach dem Fang so schnell wie möglich aus dem Kral herausgebracht werden müssen, keinesfalls aber länger als vier Tage in ihm verbleiben dürfen, damit die Zahl der Verletzungen, die sich die verstörten und gereizten Tiere gegenseitig zufügen, möglichst niedrig gehalten wird. Natürlich verläuft der Fang nicht so reibungslos und schonungsvoll, wie wir ihn im Spielfilm erleben. Es geschieht gar nicht selten, daß junge Elefanten zwischen den Leibern der tobenden Riesen zerdrückt oder von den blindwütenden Artgenossen in den Boden gestampft werden. Es soll jedoch noch nie vorgekommen sein, daß ein wilder Elefant mit seinem Rüssel vom Rücken eines zahmen Elefanten den Reiter herunterholt hat, auch dann nicht, wenn die Koonkis in den Kral eindringen, um die Wildfänge zu fesseln. Stracey findet dafür nur eine Erklärung: Der Elefant ist stets bemüht, seinen Rüssel vor jeder Gefahr zu schützen, was sicherlich richtig, aber nicht der einzige Grund ist. Ich nehme an, daß der Gesichtskreis eines Elefanten bei normaler Kopfhaltung kaum über seine Stirnhöhe hinausreicht und somit der Mensch, der unmittelbar neben ihm auf dem Rücken eines Reitelefanten sitzt, außerhalb des Schärfebereiches, wahrscheinlich sogar des Sehbereiches, des Elefanten liegt. Auf die Erfahrung von Stracey und auf meine Hypothese vertrauend, habe ich wiederholt den Versuch ge-

macht, mich mit Reitelefanten nicht nur wilden Elefanten bis auf wenige Meter zu nähern, sondern sogar mitten in die Herden hineinzureiten, was auch stets gelang, vorausgesetzt, daß der Mahout den Mut für ein solches Unternehmen aufbrachte. Ich werde darüber noch berichten, wenn vom Leben der wilden Elefanten die Rede ist. Vorerst wollen wir uns nur mit den gezähmten beschäftigen und weitestgehend dem Bericht Stracey folgen.

Eine zweite Fangmethode ist typisch für Assam, die Mela-Shikar. Sie kam von Burma nach Indien und ist die gewagteste, aber – wenn man so will – auch die sportlichste Methode des Elefantenfanges. Es werden nur drei Männer benötigt, der Phandi, der Mahout und der Kamla. Der Phandi ist der Fänger. Er muß dem wilden Elefanten die Fessel anlegen. Aufgabe des Mahouts ist es, seinen Koonki während der Fanghandlung so zu lenken und die Geschwindigkeit so zu bestimmen, wie es der Phandi benötigt, um seinem Opfer die Schlinge über den Kopf ziehen zu können. Dabei steht er am äußersten Ende der Satteldecke, hält sich mit der einen Hand an einem Seil fest und mit der anderen gebraucht er einen Stachelstock, um seinen Elefanten anzutreiben. Der Kamla leistet nur Hilfsdienste. Er ist während des Fanges im Lager, und wenn der Koonki erschöpft vom Fang zurückkommt, hat er ihm heißes Wasser über den Rücken zu schütten, eine Behandlung, die in Indien auch an kranken Elefanten gern durchgeführt wird. Ihre Wirkung soll auf dem Hitzereiz beruhen, von dem die Wirbelsäule getroffen wird. Außerdem hat der Kamla den Koonki zu betreuen, wenn Mahout und Phandi schlafen oder essen.

Die meisten Koonkis, die für die Mela-Shikar verwendet werden, sind Weibchen, weil sie von den Bullen der Herde nicht angegriffen werden. Es gehen immer mehrere Koonkis zusammen, damit im Notfall einer dem anderen zu Hilfe eilen kann. In den frühen Morgenstunden brechen sie auf, eine Herde zu suchen. Dabei hat es nur Zweck, frische Spuren aufzunehmen, denn Elefanten sind oft tagelang, nur mit kurzer Unterbrechung, auf der Wanderung und legen dabei viele Kilometer zurück. Haben sich die Fänger einer Herde genähert, so versuchen sie zuerst festzustellen, wo der große Bulle steht, der in jeder Herde zu finden ist. Ihm gilt es aus dem Wege zu gehen, denn wenn er die Gefahr ausgemacht hat, bestimmt er den Fluchtbeginn und die Richtung. Dazu darf es aber nicht kommen, bevor der Fang begonnen hat. Die Fänger halten nach jungen weiblichen Elefanten Ausschau, denn sie bringen den höchsten Preis, weil sie leicht zu zähmen und abzurichten sind. Ein erfahrener und gut dressierter Koonki sucht sich selbst sein Opfer aus und benutzt Kopf, Rüssel und Beine, um sich die anderen Elefanten vom Leibe zu halten. Stracey berichtet von einem Koonki, der seinen Wildfang allein ins Lager brachte. Sein Mahout war im Kampf mit dem wilden Elefanten, der sofort beginnt, wenn der Phandi die Schlinge übergeworfen und angezogen hat, getötet worden.

Wer Erfahrungen mit Elefanten sammeln konnte und weiß, daß in den zoologischen Gärten die meisten Unfälle mit schweren Verletzungen und tödlichem

Ausgang durch Elefanten verursacht werden, wer die Sicherheitsmaßnahmen kennt, die notwendig sind, um Bullen in Gefangenschaft halten zu können, wird mindestens erstaunt sein, wenn ihm in Kaziranga ein Elefantenbulle als Reittier angeboten wird. So ging es auch mir, als ich 1959 zum ersten Mal auf den Rücken eines Elefanten kletterte. Sehr bald aber merkte ich, daß diese Bedenken grundlos sind, denn der Elefantenbulle gehorchte seinem Mahout aufs Wort. Warum sind gezähmte Elefanten in Indien ungefährlicher als in Europa? Jeder Mahout betreut nur einen, nämlich seinen Elefanten und ist mit ihm den ganzen Tag zusammen. Er kennt ihn genau und weiß auch, wie er ihn behandeln muß, wenn er schlechte Laune hat. Ein zoologischer Garten kann es sich nicht leisten, für jeden Elefanten einen Tierpfleger zu beschäftigen. Die Mahouts in Assam zwingen in jedem Fall dem Tier ihren Willen auf und verlangen von ihm unbedingten Gehorsam. Auch die kleinsten Fehler werden streng bestraft. An diesen harten Umgang mit Elefanten muß sich der ausländische Tourist erst gewöhnen. Er glaubt, daß diese Strenge unnötig sei. Die Spuren dieser Methode kann man auf dem Kopf und im Nacken des Reitelefanten jederzeit sehen, denn es vergeht auf einem Ritt durch das Reservat kaum eine Viertelstunde, ohne daß der Mahout die Spitze seines eisernen Elefantenhakens mit aller Kraft dem Tier in das Genick schlägt, was vom Elefanten mit einem tiefen Brummen oder einem Quietschen beantwortet wird. Der Elefant braucht nur wenige Zentimeter von dem Wechsel abzuweichen, auf dem er läuft oder seinen Gang etwas zu verlangsamen, um ein Grasbüschel abzureißen, schon fährt der Haken in seinen Nacken oder knallt der Eisenstab mit aller Wucht auf seinen Kopf. In Südindien benutzen die Mahouts nur ein dünnes Bambusstöckchen, um ihre Elefanten zu dirigieren, aber dort begegnen sie auch keinen Panzernashörnern, sondern nur Tieren, die es sich nicht wagen, einen Elefanten anzugreifen. Würde ein Tierpfleger im Zoo die gleichen Methoden anwenden, so könnte sich der Zoodirektor vor Beschwerdebriefen nicht mehr retten. Ich habe die Mahouts gefragt, was sie tun, wenn ein Bulle böseartig wird. Sie sagten mir, daß sie ihn anbinden und fasten lassen, bis er wieder normal ist. Schließlich wollte ich wissen, ob denn nie Unglücksfälle durch die Elefanten verursacht werden. Sie bestätigten mir, daß einige ihrer Kollegen durch Elefanten zum Krüppel gemacht, andere sogar getötet worden sind, und zeigten mir einen halbwüchsigen Elefantenbulle, der in letzter Zeit einen Mahout umgebracht hatte. »Was habt ihr mit ihm getan«, fragte ich. »Nichts«, antworteten sie, »wir haben ihn umgetauft und Schwein genannt.« Ich vermute, daß die Zahl schwerer Unglücksfälle in Südostasien, natürlich immer im Verhältnis zur Zahl der in Gefangenschaft gehaltenen Elefanten gesehen, auch nicht viel niedriger liegen dürfte als in den Zirkussen und zoologischen Gärten Europas und Amerikas. Nur erfährt die Öffentlichkeit kaum etwas davon, während in dem Teil der Welt, in dem es Elefanten nur in zoologischen Gärten und Zirkussen gibt, die Verletzung oder gar Tötung eines Tierpflegers durch die Tagespresse geht.

Die zuverlässigsten und mutigsten Reitelefanten, die ich kennengelernt habe, waren Bullen, wobei in Assam der Mut an der Standfestigkeit des Reitelefanten gegenüber einem angreifenden Panzernashorn gemessen wird. Allerdings gab es unter den 16 Elefanten von Kaziranga nur einen, dem man vollkommen vertrauen konnte, weil er in jedem Falle die Nerven behielt. Das war Mohan, ein großer, kräftiger Elefantenbulle ohne Stoßzähne. Er ließ das angreifende Panzernashorn bis auf zwei Meter herankommen, brüllte und schlug mit dem Rüssel nach ihm, wich aber keinen Zentimeter von der Stelle. Heute wird er nicht mehr als Reitelefant verwendet. Er ist alt geworden und erhält sein Gnadenbrot. Ohne Bedenken konnte man neben ihm im Sumpf stehen, sein Stativ aufbauen und Nashörner aus geringer Entfernung filmen, denn er hat nie einen Menschen im Stich gelassen. Unter den restlichen 15 Elefanten gab es nur noch zwei, die mit großer Wahrscheinlichkeit dem Nashornangriff standhielten, dafür aber bedeutend mehr, die mit Sicherheit davonliefen. Natürlich ist jeder Mahout bestrebt, den besten und tapfersten Reitelefanten zu haben und wird sich immer wieder bemühen, ihn nashornfest zu machen, indem er ihn ab und zu zwingt, friedlich äsende Nashörner in die Flucht zu jagen.

Mein letzter Aufenthalt in Kaziranga fiel in den Winter, also in die Touristensaison, in der Reitelefanten knapp sind. Ich hatte deshalb nur selten die Möglichkeit, mir einen Elefanten aussuchen zu können. Da ich aber neben meiner wissenschaftlichen Arbeit noch die Verpflichtung übernommen hatte, für das Fernsehen einen Film zu drehen, legte ich natürlich größten Wert darauf, für diese Tätigkeit ein zuverlässiges Reittier zu haben, das mich bei Gefahr schützt. Damit will ich keinesfalls den Eindruck erwecken, daß Panzernashörner besonders gefährlich sind. Sie haben nur, wie alle Nashörner, sehr schlechte Augen und müssen deshalb alles, was sie interessiert, aus der Nähe betrachten. Das können sie sich aufgrund ihrer Größe, ihres Gewichtes – ein Panzernashorn wiegt durchschnittlich 40 Zentner – und ihrer Kraft auch leisten. Wer sollte ihnen gefährlich werden? Auch der Tiger wird es nicht wagen, ein erwachsenes Panzernashorn anzugreifen. Sein einziger Feind ist der bewaffnete Mensch, und der ist entwicklungsgeschichtlich gesehen so jung, daß eine entsprechende Anpassung an diese neue Erscheinung in der Umwelt der Panzernashörner sich in so kurzer Zeit nicht herausbilden konnte. Wie sollte sich auch ein Panzernashorn vor Feuerwaffen schützen, wenn sie gar noch mit Zielfernrohr versehen sind?

Nun ist die stürmische Annäherung eines Nashorns, das sich eigentlich nur orientieren will, für die schwachen Nerven eines Menschen nicht angenehm, zumal es oft bis auf 5 Meter herankommt. Aber man kann sich daran gewöhnen, vorausgesetzt man weiß, was man tun muß, wenn das Nashorn diese Distanz überrennt und aus dem Orientierungsgang einen Angriff macht. Man kann hinter einen Termitenhügel springen, auf einen Baum klettern oder, wenn keines von beiden vorhanden ist, im letzten Augenblick einfach zur Seite springen und

den Koloß an sich vorübersausen lassen, denn Nashörner kehren nicht um, wenn sie ihr Ziel verfehlt haben, sondern rennen einfach geradeaus weiter.

Doch dieses Rezept gilt nur für afrikanische Nashörner. Die indischen Panzernashörner benehmen sich zwar genauso, aber das Gelände ist für ein solches Rettungsmanöver nicht so günstig. Während die Nashörner in Afrika die Steppe bevorzugen, lieben sie in Indien den Sumpf. In der feuchten Zeit des Jahres bleibt man bis über die Knöchel im Morast stecken, was den Sprung zur Seite wesentlich erschwert. In der Trockenzeit ist der Boden hart wie Stein und sieht wie ein Sturzacker aus, weil Elefanten, Nashörner und Büffel tiefe Löcher in den Boden traten, solange er noch weich war. Auf einem Sturzacker große Sprünge zu machen, ist aber kaum möglich. Deshalb muß man sich in Indien auf dem Rücken eines Elefanten den Nashörnern nähern. In meinem Falle aber war das nicht möglich, weil man gute Filmaufnahmen nur von einem Stativ aus drehen kann, das fest auf dem Boden steht, denn Elefanten können kaum eine Minute lang ruhig stehen. Also blieb mir nichts anderes übrig, als mit dem Elefanten die Panzernashörner zu suchen, und wenn ich sie entdeckt hatte, von meinem sicheren Aussichtsturm herabzusteigen, das Stativ aufzubauen, die Kamera auf das Stativ zu schrauben und mit Stativ und Kamera so weit an das Nashorn heranzugehen, daß ich einwandfreie, möglichst bildfüllende Aufnahmen von ihm machen konnte. Der Elefant mußte etwa fünfzig Meter hinter mir bleiben, denn seine Annäherung hätte das Nashorn bemerkt und es veranlaßt heranzukommen. Nur im Falle der Gefahr sollte der Elefant so schnell wie möglich mir zu Hilfe eilen. Nun konnte aber niemand sagen, ob der Elefant dem angreifenden Panzernashorn entgegenrennen oder vor ihm fliehen wird. Man kann es ausprobieren, wird jedoch zu dem unbefriedigenden Ergebnis kommen, daß er manchmal den Mut dazu hat, ihn mitunter aber auch die Angst packt und er dann Hals über Kopf die Flucht ergreift. Deshalb wird das Risiko kleiner, wenn man zwei Elefanten mitnimmt. Zu zweit sind Elefanten mutiger, und außerdem hat man die Chance, daß wenigstens einer die Nerven behält. Aber zwei Elefanten konnte mir der Förster nicht geben, weil viele Touristen in Kaziranga waren und außerdem das Erntedankfest heranrückte, für das sich so mancher Bauer den Festtagsbraten in Form eines Hirsches aus dem Reservat holt. Er brauchte also auch eine größere Zahl Elefanten für die Kontrollritte. So blieb mir nichts anderes übrig, als es mit *einem* Elefanten zu wagen. Ich bat darum, mir wenigstens einen Elefanten zu geben, der noch nicht von einem Nashorn gebissen worden war. Zum Unterschied von den afrikanischen Nashörnern, die mit dem Horn stoßen, beißen die indischen Nashörner ihren Gegner. Vielleicht wäre es nicht nötig gewesen, mir vorher noch mitzuteilen, daß im letzten Monat ein Teearbeiter und ein Schilfschneider von Panzernashörnern getötet worden waren.

Eines Tages stieg ich also von meinem Elefanten. Während ich in seinem Schutze meine Kamera auf das Stativ montierte, zog mein indischer Freund, der mich mitunter begleitete, einen Platzpatronenrevolver heraus und bedeutete mir

von seinem hohen Sitz herab, daß er im Notfall schießen würde. Ich hatte keine Zeit, mit ihm zu beraten, ob wir nicht lieber erst einmal probieren wollten, wie der Elefant auf einen solchen Knall reagiert, denn vor mir äste ein Nashorn am Ufer eines Sees, und da ich dieses Nashorn kannte und wußte, daß es immer um diese Zeit sein Bad nahm, mußte ich so schnell wie möglich meine Position beziehen. Ich wollte schußbereit sein, wenn der Riese ins Wasser stieg. Mein Stativ vor mich haltend und darauf achtend, daß sich seine Metallbeine nicht im Gras verfangen, versuchte ich, mich mit möglichst wenigen seitlichen Bewegungen dem Tier zu nähern. Es war schwierig, auf diesem Sturzacker, ohne zu stolpern, vorwärts zu kommen, konnte ich doch nicht zu gleicher Zeit den Boden und das Nashorn im Auge behalten. Durch den Sucher meiner Kamera kontrollierte ich hin und wieder, ob ich schon nahe genug heran war. Wenn das Nashorn den Kopf hob, blieb ich bewegungslos stehen und wartete, bis sich der Kopf wieder zum Boden herabgesenkt hatte. So kam ich schließlich am Ziel an. Ein Blick durch den Sucher zeigte mir das Nashorn und einen kleinen Teil des Seeufers. Ich drückte auf den Auslöser. Die Kamera surrte, und der gehörnte Kopf fuhr hoch. Ich wagte mich nicht zu bewegen, denn das Nashorn schaute mich direkt an. Deutlich konnte ich es sehen, zum Greifen nahe, durch den Sucher der Kamera, der das vergrößerte Bild des Teleobjektivs wiedergab. Ich nahm den Finger vom Knopf. Die Kamera schwieg. Unverwandt schauten mich die kleinen Augen an. Sollte das Unternehmen doch noch schief gehen? Wird das Nashorn jetzt mit erhobenem Kopf, mit weit geöffneten Nasenlöchern und nach vorn gestellten Ohren auf mich zukommen? Soll ich dann langsam zurückweichen oder lieber rennen? Wenn es kritisch wird, könnte ich ihm das Stativ entgegenwerfen. Solche und ähnliche Gedanken gingen mir durch den Kopf. Endlich hatte es seine Neugier befriedigt und äste weiter. Wieder surrte die Kamera. Aber diesmal reagierte das Nashorn auf das Geräusch nicht. Nur wenn es aufschaute, blickte es nun stets in meine Richtung. So fing ich im Film ein, wie es sich langsam dem Ufer näherte und sich schließlich in das Wasser legte, so daß nur noch ein Stück seines Rückens, die Ohren und das Horn herauschauten. Auch mein Filmwechsel wurde von ihm nicht bemerkt. Schon glaubte ich, daß damit meine Arbeit zu Ende sei, als sich plötzlich das Nashorn erhob und schnell ans Land kam. Ich ließ die Kamera laufen, denn der Film verlangte Handlung. Erst als das Tier sich spitz auf mich zudrehte, bemerkte ich, daß der Wind sich gedreht hatte. Mein Filmstar bekam von mir Witterung. Jetzt war es höchste Zeit, den Rückzug anzutreten, denn Nashörner haben zwar schlechte Augen, aber eine sehr gute Nase. Vorsichtig hob ich das Stativ und setzte langsam einen Fuß hinter den anderen. Es war schon schwierig gewesen, vorwärts über den mit tiefen Löchern übersäten Boden zu gehen, aber rückwärts war es, ohne zu straucheln, fast unmöglich. Es dauerte eine Ewigkeit, bis ich den Elefanten erreichte. Ich kletterte in den Sattel und steckte die zwei belichteten Filme in die Kameratasche: 4 Minuten Film von einem Nashorn, das ein Bad nimmt.



Seite 65: Die Reitelefanten holen
ihr Futter selbst aus dem Reservat

Ohne den Reitelefanten wäre es
unmöglich, die Sümpfe zu durchqueren

Das Horn, das Aberglaube mit Gold
aufwiegt







Drohend zeigt uns das Nashorn seine gefährlichen Waffen, die scharfen, schräg nach vorn stehenden Schneidezähne im Unterkiefer

